

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel
unter Mitwirkung von
Paul Fechter*

November 1940

Aus dem Inhalt: Haack: Geburtsstunde der „Vierten Republik“? / Windelband: Die Folgen der Maßlosigkeit / Pechel: USA. / Taube: Musik in Spanien / Fechter: Die Stimme des Schauspielers / Köhlwiel: Das andere Ufer. Erzählung / Fechter: Neue Komödien

Deutsche Rundschau

Herausgeg. von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter
Gegründet im Jahre 1874 – Preis je Heft 1.– RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12. – RM für 12 Hefte zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Viertelsährl. 3. – RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin-Grünwald, Hohenzollerndamm 59/60. Postfachkonto Berlin 59501. Verlag Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig.

67. Jahrgang

November 1940

INHALTSVERZEICHNIS

Hanns-Erich Haack: Geburtsstunde der „Vierten Republik“?	45
Wolfgang Windelband: Die Folgen der Maßlosigkeit	51
Rudolf Pechel: USA.	57
Lebendige Vergangenheit: Emanuel Geibel	61
Lotte Taube: Musik in Spanien.	64
Paul Fechter: Die Stimme des Schauspielers	70
Rundschau	72
Gottfried Kölwel: Das andere Ufer. Erzählung	78
Paul Fechter: Neue Komödien	86
Literarische Rundschau:	
Kurt Wiedendorf: Die neuen Wirtschaftsformen	88
Rudolf Pechel: Mirabeau	89
Für den Weihnachtstisch	90
Walter von Molo	94
Geschichte und Politik	96
Lyrik	98
Erzähltes	98
Kalender	100

Geburtsstunde der „Vierten Republik“?

Der dringend notwendig gewordene Ruf des Marschalls Pétain nach einem Waffenstillstand am 17. Juni 1940 war sozusagen der letzte Atemzug der vielbesungenen und vielgeschmähten Dritten Republik Frankreichs. Die französische Nationalversammlung in Vichy bereitete ihr am 10. Juli 1940 ein großes Staatsbegräbnis, indem sie mit 569 gegen 80 Stimmen dem neuen Staatspräsidenten Pétain fast unbeschränkte Vollmachten auf allen Gebieten des staatlichen Lebens einräumte. Der letzte Präsident der Dritten Republik, Albert Lebrun, trat zurück, und Pétain nahm auch den ersten repräsentativen Posten Frankreichs ein. Ihm schwebt zweifellos vor, gleichzeitig zu herrschen und zu regieren. Er hat das Recht der Ernennung und Berufung von Ministern und Staatssekretären, die nicht mehr wie bisher dem Parlament, sondern nur noch ihm allein gegenüber verantwortlich sind. Aber er hat auch gesetzgebende Gewalt, ob es sich dabei um das Budget, die Ernennung hoher Beamter, Militärs und Diplomaten, die Ratifizierung von Verhandlungen, Begnadigungen oder eine Amnestie handelt. Ausländische Diplomaten sind bei Pétain persönlich akkreditiert. Gesetze und Verordnungen werden in der altertümlich anmutenden Form eingeleitet: „Wir, Philippe Pétain, Marshall von Frankreich und Staatschef, ordnen an, was folgt . . .“ Der engste Mitarbeiter des Marschalls, der geschmeidige und erfahrene Parlamentarier Pierre Laval, übrigens der einzige Parlamentarier, den es heute noch in der französischen Regierung gibt, ist Vizepräsident des Ministerrats und durch ein Gesetz schon als Nachfolger des Staatspräsidenten bestimmt. Zugleich ist er Vorsitzender des Kabinettsrats, und ihm untersteht, innerpolitisch gesehen, ein unter Umständen machtpolitisches Instrument, das gesamte Informationswesen. Theoretisch wurden die Kammer und der Senat ebenso wie die Generalräte (man könnte sie dem Provinziallandtag vergleichen), beibehalten, aber sie dürfen vorerst nicht tagen. Die Trennung der Gewalten in die gesetzgebende, ausübende und richterliche soll jedenfalls vorerst nicht beibehalten werden. Dabei könnte ernsthaft von einem Beibehalten nicht gesprochen werden, da diese Trennung praktisch in der Dritten Republik wirklich nicht bestanden hat. Dazu braucht man nur an die „Sûreté Nationale“, jenen mit den übelsten Mitteln arbeitenden Staat im Staate, zu erinnern, deren Schuldkonto gegenüber der französischen Innen- und Außenpolitik unübersehbar hoch belastet ist und die allzuoft die drei Gewalten bei sich vereinigte. Und auch heute, wo man vom „Französischen Staat“ statt von der „Französischen Republik“ sprechen will, weht die Tricolore über dem Lande, und die „Marseillaise“ wird weitergesungen.

Nicht zu Unrecht kann man von einer „Vierten Republik“ Frankreichs sprechen, deren Rahmen jedoch noch nicht umrissen ist und deren Zukunftsaussichten noch keineswegs abgeschätzt werden können. Das Programm der Pétain-Regierung wurde mit den Worten „Familie, Arbeit, Vaterland“ umschrieben. Wird diese Parole sich etwas stärker bewahrheiten als die von der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“? Von den vielen Verordnungen, die in diesem Sinne bisher erschienen sind, wollen wir die über die Revision der Naturalisierungen, über die Aberkennung der französischen Staatsangehörigkeit und der Enteignung des Ver-

mögens, wodurch die politischen Gegner und grundsätzlich alle die betroffen werden, die zwischen dem 10. Mai und 30. Juni ohne triftigen Grund französisches Staatsgebiet verlassen haben, nennen. Aber auch das staatliche Verbot der Geheimgesellschaften, insbesondere also der Freimaurerlogen, ist ebenso wie das Beamtengesetz, das neben der Herabsetzung des Dienstalters (auch für das Heer und die Diplomatie) die Bestimmung enthält, daß nur derjenige Beamter sein kann, dessen Vater schon die französische Staatsangehörigkeit besaß, für den Start der Vierten Republik bedeutungsvoll. Das generelle Verbot der echten Apéritifs, jenes französischen Nationalgetränks, ist psychologisch für das französische Volk einschneidender, als man glaubt. Die Kriegsverordnung, wonach drei Tage in der Woche alkoholfrei sein müssen, wobei allerdings Wein und Sekt nicht unter den Begriff Alkohol fallen, bleiben weiter bestehen. Diese Verbote sollen der Volksgesundheit dienen. Aber wen begeistern all diese Verordnungen? Niemanden! Sie werden von einer apathischen Bevölkerung hingenommen, von der man nicht weiß, was sie denkt. Jedenfalls entsteht der Eindruck, daß zwischen Pétain und seinem Volke ein nicht gerade enger Kontakt vorhanden ist.

Die Regierung in Vichy setzt sich neben Pétain und Laval aus Beamten und Außenpolitikern, die das Vertrauen Pétains besitzen, zusammen. Sie ist ein Fachkabinett im weiteren Sinne, das seine Macht der großen Niederlage und Not des Landes verdankt. Wenn es auch versucht, einen dicken Strich unter die Dritte Republik zu setzen, so kann man doch nicht von einer Revolution im eigentlichen Sinne sprechen. Mögen die Parlamentarier, die insgesamt an erster Stelle für das Unglück Frankreichs verantwortlich gemacht werden, von der Regierungsgewalt ausgeschlossen sein, so blieben doch auch die bekannten Gegner des Parlaments und Rufer in der Wüste wie de la Rocque, Taittinger, Doriot oder Bucart von der Neuordnung ausgeschlossen. Über dem ganzen Lande lastet vorerst eine große Unruhe, die die verschiedensten Kräfte wie die Kirche, die Generale, die Volksfront, die Kommunisten und die Antisemiten ebenso wie die Royalisten und Freimaurer insgeheim heftigst gegeneinander arbeiten. In der Umgebung Pétains spürt man deutlich klerikal-reaktionäre Kräfte, die manchmal weit übers Ziel schießen, beispielsweise wenn sie zur Förderung der Familie ein grundsätzliches Verbot der Ehescheidungen fordern. Die ständigen Umbesetzungen der wichtigsten Posten in der Staats- und Kommunalverwaltung — ein Präfektenschub löst den andern ab — sind ebenfalls ein Zeichen der Unruhe und Unsicherheit. Es ist auch bezeichnend, daß die der Linken zuneigenden Stadtverwaltungen von Marseille, Lyon, Toulouse, Montluçon, Sète und Castres von Staats wegen aufgelöst werden mußten, da die Städte selbst es nicht tun wollten. So wurde auch Edouard Herriot, einer der typischsten Repräsentanten der Dritten Republik, als Bürgermeister von Lyon, ein Amt, das er seit 35 Jahren verwaltete, abgesetzt.

Aber sind das alles schon grundsätzliche und wirksame Entscheidungen? Vergeben wir doch nicht, daß im laizistischen Frankreich von gestern die reaktionär-kirchlichen Kräfte von heute gediehen. Die überreiche Geschichte hat den Franzosen zur schillernden Vielheit in sich selbst und zum Wandlungskünstler erzogen. Sie können antimilitaristisch und kriegerisch, antiklerikal und doch dem Schatten ihrer großen Kathedralen hörig sein, und als Freigeist sind sie doch der Astrologie und Zauberei verfallen. Die in ihnen lebende Tatkraft wurde auf allen Gebieten durch übergroßes Wissen oder Weisheit und der daraus entstehenden Skepsis gelähmt.

Heute ruft man in Frankreich nach den Verantwortlichen für die in der Geschichte ohne Beispiel dastehende Niederlage. In dem Provinzstädtchen Niom

wurde ein Staatsgerichtshof aufgezogen, der die Verantwortlichkeit feststellen und verurteilen soll. Nur wer die Geschichte Frankreichs nicht kennt, kann glauben, daß es sich dabei um etwas ganz Neues handelt. In Wirklichkeit war es immer Sitte, diejenigen, die gestern hoch oben saßen, heute, um in der Tonart der Großen Revolution zu sprechen, „ihren Kopf in den Korb spucken“ zu lassen. Mag die Form, der Zeit entsprechend, auch etwas mehr oder weniger radikal sein, im Prinzip bleibt es dasselbe. Ist es nicht sehr bezeichnend, daß einer der Angeklagten von Riom, der frühere Ministerpräsident Daladier, schon erklärt hat, daß er noch viele mitziehen würde, wenn er das Schafott besteigen müsse, darunter auch Armeeeinspektoren, die ihm seinerzeit berichteten, in der Armee sei alles aufs Beste bestellt, um heute zu behaupten, nichts sei in Ordnung gewesen, wobei Daladier auf niemand anderen als auf den Marschall Pétain anspielt, der einer der Armeeeinspektoren war? Daladier spricht, wie viele schweigen? Denken sie nicht an das Wort des Moralisten Rivarol, der von der Zeit sprach, in der Verborgenheit mehr schützt als das Gesetz und sicherer macht als die Unschuld? Und kam Cäsar nicht gerade in Gallien auf den Gedanken „Nihil novi sub helio“?

Jernand Laurent schrieb kürzlich im „Jour“, Frankreich stünde vor der größten Misere aller Zeiten, sowohl im besetzten als auch im unbesetzten Gebiet. Ob das richtig ist? Zweifellos ist es richtig, daß Frankreich, das den Krieg erklärte und diese Tat mit der völligen Niederlage bezahlte, keine guten Zeiten erwarten kann. Fast zwei Drittel des französischen Mutterlandes sind besetztes Gebiet. Die Folgen des Rückzugs der Armee, der Millionen Flüchtlinge und der Niederlage ganz allgemein müssen kommen. Durch die Demobilisierung der Truppen, die Einstellung der Rüstungsbetriebe, die Zerstörung vieler Fabriken und durch den Mangel an Rohstoffen muß die Zahl der Arbeitslosen zwangsläufig große Ausmaße annehmen. Aber auch die Ernährung des Volkes wird ebenso wie die Versorgung mit Heizmaterial im kommenden Winter der Regierung große Sorgen machen. Schließlich muß der Kontinent für die bisher bezogenen 40 Millionen Tonnen englischer Kohlen Ersatz suchen, oder er muß sich entsprechend einschränken. Schon heute sind auf allen Gebieten Rationierungen notwendig geworden, die doppelt so scharf sind wie die deutschen.

Die Regierung in Vichy versucht, diesen Problemen zu begegnen. So verkündet sie, daß nicht Gold, sondern Arbeit den Reichtum des Landes ausmache. Sie strebt eine Förderung der Landwirtschaft durch bessere Ausnutzung des Bodens und Höchstpreise an. Staatlichen Krediten für den Bauern steht der Ablieferungszwang gegenüber. Während aber Pétain in der Auffassung, daß die Industrie den Menschen und die Masse verdirbt, aus Frankreich ein Agrarland machen möchte, hat sein Minister Belin, der aus der Gewerkschaftsbewegung kommt, schon nachgewiesen, daß unbedingt eine Steigerung der industriellen Produktion notwendig ist. Die Transportschwierigkeiten sowohl im besetzten als auch im unbesetzten Gebiet und der Benzinmangel, den man durch Umstellung auf Holzgas teilweise zu umgehen versucht, stören alle Projekte erheblich. Auch der Export ist sehr schwer. Es wurde ein Außenhandelsamt, das dem Finanzministerium untersteht, geschaffen, dem die ganze Ausfuhr vorbehalten ist. An die Arbeitsbeschaffung, die sich auf dem Gebiet der Wiederherstellung zerstörter Brücken, Bahnanlagen usw. eröffnet, geht man vorerst nur mit größter Scheu heran. Fehlt es an Leuten, Material oder Mut? Verschiedene Elektrifizierungspläne, die zweifellos aussichtereich sind, haben das Stadium des Wollens noch nicht verlassen. Der Staatshaushalt ist natürlich — und darüber scheint die Vichy-Regierung sich noch zu

sorgen — völlig unübersichtlich. Er ist durch den Krieg, die Besatzungskosten und den Ausfall an Steuern erheblich belastet und vorerst nur durch den Wegfall der Rüstungsausgaben entlastet. Neben dem völlig verschwindenden Steueraufkommen bestehen die Staatseinnahmen lediglich in Vorschüssen der Notenbank und der Ausgabe von Schakscheinen. Eine endgültige Abtragung dieser zweifelhaften Einnahmen kann nur durch erhöhte Arbeitsleistung und wesentliche Herabsetzung des Lebensstandards erfolgen.

Durch den Krieg, den nun England auch gegen Frankreich führt, wird die Hilfeleistung des Kolonialreichs, das 25mal so groß ist wie das Mutterland, ebenfalls sehr problematisch. Das Tschadgebiet, Kamerun, der mittlere Kongo und Tahiti sind schon abgefallen. Die Lage des französischen Besitzes im Pazifischen Ozean, wo der englische Druck sehr stark ist, ist noch ungeklärt. Dakar hat sich, wie man weiß, gegen den englischen Anschlag verteidigt. Aber der englische Druck und die englische Propaganda sind doch noch so stark, daß im französischen Rundfunk und in der Presse täglich heftig davor gewarnt werden muß. So ist es noch nicht möglich, etwas Endgültiges über das französische Kolonialreich zu sagen. Gleichwohl ist es bezeichnend, daß der Plan einer Saharastraße, um Zentral- und Nordafrika zu verbinden, wieder auftaucht.

Es ist selbstverständlich, daß Frankreich in seinen Plänen und Handlungen weitgehend von Deutschland abhängt. Noch befindet sich Frankreich mit Deutschland im Kriege, der lediglich durch einen Waffenstillstand aufgehalten ist. Über die Durchführung des am 24. Juni d. J. in Compiègne unterzeichneten Waffenstillstandsvertrags wacht die deutsche Waffenstillstandskommission in Wiesbaden, der eine französische Abordnung zugeteilt ist. Während auf deutscher Seite General von Stülpnagel die Waffenstillstandskommission führt, wurde die französische Abordnung zunächst von dem General Hunkiger, der inzwischen zum Kriegsminister der Vichy-Regierung ernannt ist, geleitet. Inzwischen wurde General Doyen Nachfolger Hunkigers in Wiesbaden, aber nur für militärische Fragen, während der Gouverneur der Bank von Frankreich, de Boissanger, die Leitung der französischen Abordnung für wirtschaftliche Fragen übernommen hat. Für Deutschland hatte sich schon gleich nach der Aufnahme der Arbeiten der Waffenstillstandskommission die Notwendigkeit herausgestellt, für die mit dem Waffenstillstandsvertrag verknüpften wirtschaftlichen Fragen und daraus hervorgehenden wirtschaftlichen und finanziellen freien Vereinbarungen mit Frankreich eine deutsche Waffenstillstands-Delegation für Wirtschaft zu gründen, deren Vorsitz der aus den deutsch-französischen Wirtschaftsverhandlungen der letzten Jahre bekannte Gesandte Dr. Hemmen übernahm. Der Reichsregierung war es darum zu tun, auf diese Weise den Versuch zu unternehmen, Frankreich bei der Vorbereitung der Bezahlung seiner endgültigen Schuld an Deutschland und der Leistung der Kosten für den Unterhalt der Besatzungstruppen auf Grund des Art. 18 des Waffenstillstandsvertrags in der Weise zu helfen, daß die französische Wirtschaft darüber nicht zugrunde gehen soll.

Wenn nun Frankreich einen der höchsten Beamten für die Behandlung der Wirtschaftsfragen nach Wiesbaden schickt, so beweist das, welche Bedeutung es diesen Fragen beilegt. Es ist nicht zuviel gesagt, daß das Schwergewicht der Vichy-Regierung für die brennendsten Lebensfragen in Wiesbaden liegt. Will nämlich Frankreich die Folgen seiner Niederlage abschwächen, dann muß es sich zu einer großen Planung im Sinne des deutschen Wirtschaftsdenkens bequemen. Die Themen, die in der Waffenstillstands-Delegation für Wirtschaft verhandelt wer-

den, sind natürlich äußerst vielseitig. Da sind die großen wirtschaftlichen Probleme, die sich aus der Demarkationslinie, der Zerstörung gewisser Industrien, der Abschneidung von den Rohstoffen, der Notwendigkeit Deutschlands, den Krieg gegen England fortzuführen, und schließlich auch aus der Gefangenens- und Flüchtlingsfrage ergeben. Der Verkehr des Mutterlandes mit seinem Kolonialreich, die vielfältigen Verflechtungen der französischen Wirtschaft und Industrie mit der ganzen Welt werfen ebenfalls manche praktischen Fragen auf. Die Demarkationslinie bedeutet zweifellos einen tiefen Einschnitt in das Gesamtleben Frankreichs. Aber sie ist durch militärische Gründe bedingt. Danach wird es sich auch richten, ob sie gelockert oder sogar aufgehoben werden kann. Der Krieg ist oberstes Gesetz. Schon heute ist dafür gesorgt, da der Postverkehr vom besetzten ins unbesetzte Gebiet nicht frei ist, daß die Familien durch vorgedruckte Karten über die Demarkationslinie hinweg Familiennachrichten austauschen können.

Auch die Besatzungskosten sind weitgehend mit den militärischen Notwendigkeiten gekoppelt. Wenn eine böswillige Propaganda über ihre Höhe irrsinnige Behauptungen aufstellt, dann muß dem zunächst entgegengehalten werden, daß ihre Höhe überhaupt noch nicht festgesetzt ist. Vorerst ist die Waffenstillstands-Delegation für Wirtschaft mit den Franzosen dahin übereingekommen, daß Abschlagszahlungen in Höhe von täglich 20 Millionen RM., also bei dem Verrechnungsfuß 1 RM. = 20 Franken von 400 Millionen Franken, geleistet werden. Bei der Bank von Frankreich wurde ein Sonderkonto zur Vornahme dieser Zahlungen eröffnet, und die Bank gewährte dem Staat dazu einen Voranschuß von 50 Milliarden Franken. Über die endgültige Verrechnung steht noch nichts fest, aber es muß hier schon darauf hingewiesen werden, daß sich nach amtlichen Angaben die monatlichen Kriegsausgaben Frankreichs zu Beginn dieses Jahres auf rund 22 Milliarden Franken, das wären also 10 Milliarden mehr als die jetzigen Abschlagszahlungen, beliefen. So zahlt Frankreich heute täglich nur fast die Hälfte von der Summe, die es sich seinen Krieg kosten ließ, und nur ein Sechstel von dem, was England für seinen Krieg aufbringt. Es handelt sich hier um eine deutsch-französische Vereinbarung, und wenn Freunde Frankreichs sie sehr hart nennen, dann mögen sie überlegen, was geschehen müßte, wenn Deutschland zu solchen Verhandlungen nicht bereit wäre. Im Hintergrund steht der Plan einer großangelegten europäischen Wirtschaftslenkung, und Frankreich hat zu seinem Wiederaufbau den ganzen Schatz der deutschen Erfahrungen auf diesem Gebiet zur Verfügung. Ist es nicht bezeichnend, daß der „Paris-Soir“ die Rückkehr Hunkigers nach Vichy mit der Schlagzeile versieht: „General Hunkiger, der die französische Ehre in den Schlachten gerettet hat, rettete sie auch während des Waffenstillstands in Wiesbaden!“

Wie ganz anders war das doch während der Waffenstillstandsverhandlungen 1918/19, als unsere Zeitungen von den „Zügellosigkeiten, denen man vergeblich den Anschein militärischer Notwendigkeit zu geben versucht“, sprechen mußten. Damals wurde nicht verhandelt, sondern diktiert, und in der Überspannung des Bogens lag der Grund für das Elend, aber auch für den Wiederaufbau Deutschlands. In richtiger Erkenntnis schrieb damals eine große Zeitung: „Wer vermöchte es heute den Generälen und Machthabern der Ententestaaten klarzumachen, daß auch der scheinbar so unerschütterliche Boden, auf dem sie stehen, nur ein Haufen Erde ist, wie jeder andere; daß unter der Decke dieselben eruptiven Gase auf die Entladung warten, die noch immer in den Jahrtausenden der Geschichte den Ausgleich im Wechsel der Geschicke der Völker gesucht und gefunden haben?“

Die Niederlage Frankreichs besiegelte endgültig seine versuchte Hegemoniepolitik in Europa und besonders seine Einflußpolitik im Südosten, was durch die kürzliche Entwicklung auf dem Balkan bestätigt wurde. So beschränkt sich heute seine Außenpolitik auf das Waffenstillstandsverhältnis zu Deutschland und Italien, auf die Auseinandersetzung mit Japan wegen Indochina und auf den Versuch, amerikanische Lebensmittel trotz der englischen Blockade zu erhalten. In dem Kanonendonner der englischen Flotte auf die verankerten Einheiten des Bundesgenossen von gestern ging am 3. Juli bei Mers el Kebir die „Entente cordiale“ unrühmlich unter. Frankreich brach seine diplomatischen Beziehungen zu England ab. Wer das noch nicht glauben wollte, den mußte die blutige Abweisung des englischen Überfalls auf Dakar am 23. September belehren. Sämtliche Guthaben englischer Staatsangehöriger in Frankreich und seinen Kolonien wurden gesperrt. Die Emigrantenregierungen Belgiens und Luxemburgs mußten ebenso wie die diplomatischen Scheinvertretungen Norwegens, Polens, der Tschecho-Slowakei und Hollands Frankreich verlassen. So hat sich vieles wirklich geändert, und die Ernennung des Generals Hunkiger zum Kriegsminister war für manche ein Beweis dafür, daß die französische Außenpolitik endgültig eine neue Linie, die der Zusammenarbeit mit Deutschland und der Stellungnahme gegen England, beschritten habe. Aber Endgültiges gibt es noch nicht im besiegten Frankreich. Laval und seine Freunde denken noch heftig an eine Art lateinischen Dreibund: Italien — Frankreich — Spanien. Dieser Bund soll zwar nicht gegen Deutschland gerichtet sein, aber er soll dem Schwergewicht des Reichs abschirmend zur Seite treten. Welche Illusion! Andere Kreise, die sich um Marcel Déat scharen, streben ein wirtschaftlich und sozial geeintes Europa unter deutscher Führung an. „Nach all den Zerstückelungen, über alle Streitigkeiten und alle Kritik hinweg zwingt sich die Frage der Einheit Europas in der Verschiedenheit seiner Völker und in ihrer wachsenden Solidarität auf“, schreibt Déat im „Deuvre“, um hinzuzufügen, „da Deutschland gesiegt hat, muß es nun führen; denn die Macht gibt nicht nur Rechte, sondern sie legt auch Pflichten auf; man startet eines Tages zur Eroberung eines Lebensraumes, und man lehrt mit einer Mission gegenüber dem kultiviertesten und wertvollsten Teil der Menschheit beladen zurück“. Aber der „Temps“ schlägt nur „gutgeprüfte Anpassungen“, die Erreichung „opportuner Milderungen“ auf verschiedenen Gebieten und eine „gewisse Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht“ vor. Man sieht, welche Unterschiede zwischen diesen Auffassungen klassen, um ganz zu schweigen von den Kreisen — und sie sind nicht klein — die zwar schweigen, aber nur einen Wunsch hegen, Frankreich könne bald wieder eine und diesmal bessere Politik gegen Deutschland führen. All diese Ungeklärtheiten werden durch das Bekenntnis des Marschalls Pétain, das soeben die „Revue des deux Mondes“ veröffentlicht, nicht gelichtet, wonach Frankreich nicht zu verzagen brauche, sondern im Gegenteil sich selbst wiederfinden könne, wenn es seine Gedanken und seine Taten denjenigen anpasse, die morgen die Reorganisation der Welt bestimmen werden. Und in einer Botschaft an das französische Volk vom 11. Oktober 1940 plädiert der Marschall für einen dem Sieger erspriesslichen Frieden, einen Frieden, der dem Wohle aller diene, um jeden Frieden „nach altem Muster“ abzulehnen, der nur Elend, Unordnung, Unterdrückung und neue Konflikte hervorrufen würde.

So kann über die Geburtsstunde der „Vierten Republik“ noch überhaupt nichts Abschließendes gesagt werden. Daß viele Pläne vorliegen, ist begreiflich. Wo immer Menschen in tiefster Not lebten, da verließ sie die Hoffnung nie, selbst

wenn ihre Tatkraft völlig erschöpft war. Blieben aber auch die blassen Schimmer aus, die auf eine Verwirklichung der Hoffnung deuteten, dann wurde die innere Not so brennend, daß sie, gegebenenfalls nur aus haltloser Verzweiflung heraus, eine Tatkraft mit unkontrollierbaren Auswirkungen gebär. Zunächst ist die Regierung Pétain eine Art „Stillhalte-Kabinett“, es bleibt abzuwarten, ob sie mehr wird oder ob es nicht doch bei dem französischen Sprichwort bleibt: „Il n'y a que le provisoire qui dure.“

WOLFGANG WINDELBAND

Die Folgen der Maßlosigkeit

Immer wieder, wenn man die Geschehnisse dieses Krieges bedenkt, kommt man aus dem Staunen nicht heraus über das, was sich mit Frankreich zugetragen hat. Wie ist es möglich gewesen, daß die Nation, die mit solchem Stolz auf ihren kriegerischen Ruhm geblickt und ihre soldatischen Tugenden allen anderen vorangestellt hat, deren Heer um seiner Tapferkeit und Tüchtigkeit willen in der ganzen Welt bewundert, von vielen fremden Völkern in seiner Organisation als unübertreffliches Muster genommen wurde, so plötzlich und so vollständig niedergebrochen ist? Die Tatsache wirkt um so unverständlicher, wenn man sich den Verlauf der letzten deutsch-französischen Kriege vergegenwärtigt. Im Jahre 1870 hat Frankreich nach den furchtbaren Schlägen, die ihm, in Sedan gipfelnd, der erste Kriegsmonat versetzte, sich zu langem, erbittertem und den Gegner in schwere Gefahr bringenden Widerstand aufgerafft — derart, daß Moltke sorgenvoll schon die Wiederaufhebung der Zernierung von Paris erwog. Im Jahre 1914 hat das „Wunder der Marne“ dem Volke die Kraft zum Durchhalten durch die folgenden schweren Kriegsjahre gegeben, bis seine Verbündeten stark genug waren, ihm wirksame Hilfe zu bringen. Diesmal dagegen hat die Nation nach dem ersten großen Mißerfolg im Felde nur noch an vereinzelter Stellen zu heftigerem Kampfe sich gestellt, die gepriesene, alle Hoffnungen verbürgende Verteidigungslinie fiel wie ein Kartenhaus zusammen, im großen und ganzen hat der alte kriegerische Geist so verblüffend versagt, daß der Sieger in atemberaubendem Tempo das Land in einem Umfang besetzen konnte, wie es noch niemals, seitdem es die Geschichte der französischen Großmacht gibt, eingetreten war. Binnen wenigen Wochen sah die neue Regierung keinen anderen Ausweg mehr als den, ihre Unterschrift unter die völlige Kapitulation zu setzen.

Eine Fülle der verschiedenartigsten Gründe — Gründe politischer, wirtschaftlicher, sozialer, moralischer, technischer, militärischer Natur — haben, gegenseitig sich unheimlich verstärkend, ineinander gewirkt, um in ihrer Gesamtheit dies Ergebnis unausbleiblich werden zu lassen. Ihnen allen bis in die unendlich verzweigten Einzelheiten nachzugehen und dabei doch die Überschau zu behalten, die das gemeinsam herbeigeführte Endergebnis verständlich macht, ist eine höchst lockende Aufgabe, die zwar während des Krieges kaum erfolgreich zu bewältigen sein wird, dennoch sobald wie möglich umfassend und eindringlich in Angriff genommen werden sollte. Denn hier könnte ein Musterbeispiel politischer Erziehung dargeboten werden. Vor allem könnte die negative Lehre klar herausgearbeitet werden,

wie Politik nicht gemacht werden darf; gleichzeitig würde sich jedoch an Hand der objektiven Betrachtung ein unendlicher Reichtum auch positiver Ergebnisse erschließen. Im Rahmen dieses Aufsatzes müssen wir uns dahin bescheiden, aus dem gewaltigen Gesamtkomplex ein winziges, immerhin äußerst wichtiges Teilstück herauszugreifen. Wir wollen zu klären versuchen, inwiefern die Art der französischen Außenpolitik dazu beigetragen hat, der Nation im entscheidenden Moment die Widerstandsfähigkeit zu rauben.

Die Antwort läßt sich auf eine ganz kurze Formel bringen: in übertriebenem Selbstbewußtsein hat sich die französische Außenpolitik Ziele gesetzt, die weitab führten von der gesunden nationalen Grundlage ihres Daseins, die daher in Widerspruch geraten mußten mit dem vitalen und naturgegebenen Anspruch anderer starker Völker auf Selbstbestimmung. Nicht nur wurden auf diese Weise gegnerische Kräfte ausgelöst, denen Frankreich dann nichts Gleichwertiges mehr entgegenzustellen hatte, sondern auch die grenzenlose Enttäuschung, als das wahre Stärkeverhältnis sich offenbarte, ergab nach ganz kurzem Kampf nunmehr den Rückschlag resignierenden Verzichtes.

Dabei hätten die Franzosen der Geschichte ihres eigenen Staates mit deren ständigem Auf und Ab, dem ewigen Wechsel zwischen Tagen des Glanzes und Tagen schlimmster Not die eindringliche Warnung vor solchen gefährlichen Bahnen entnehmen können. Ein Blick auf sie hätte ihnen zeigen können und sollen, wie oft sie in der Vergangenheit in den gleichen Fehler verfallen und wie schlimm jedesmal die Folgen für sie selbst gewesen sind, wenn sie meinten, die Rücksicht auf die Lebensnotwendigkeiten anderer Völker beiseiteschieben zu dürfen. Die abendländische Entwicklung hat nun einmal aus Europa keine Einheit werden lassen, in der ein Wille bestimmte, sondern ein Konglomerat selbständiger und diese Selbständigkeit als ein unveräußerbares Lebensrecht betrachtender Völker. Infolgedessen hat sich jeder Versuch Frankreichs, statt dessen die eigene Vorherrschaft aufzurichten, an ihm selbst bitter gestraft.

Die Entscheidung, daß keine derartig einheitliche Entfaltung in Europa möglich sein würde, ist gefallen in den Jahrhunderten des Mittelalters, als beim Auseinanderbruch des karolingischen Staates das Kaisertum das Erbe des Römischen Reiches nicht mehr in vollem Umfang zu bewahren vermochte und statt dessen die großen Nationalstaaten sich auszubilden begannen. An der Herbeiführung dieser Entscheidung hat Frankreich bestimmenden Anteil besessen, damals als einer der Hauptvorkämpfer gegen den kaiserlichen Universalismus. In dem Programm nationaler Selbständigkeit fand das französische Königtum die werbende Kraft, um seinen starken Staat zu gestalten. Aber sogar in dieser Periode des Bestehens einer Instanz, die wenigstens ideell die Oberhoheit über das gesamte Abendland beanspruchte, hat sich Frankreichs Wunsch durchaus nicht bloß auf die eigene Freiheit, auf das Fernhalten fremden Einflusses und fremden Eingriffes gerichtet. Stets lag es vielmehr auf dem Sprung, ob sich nicht die Möglichkeit biete, das ganze Erbe Karls des Großen für sich selbst zu gewinnen.

Indem der Gestalt des großen Kaisers im Widerspruch zu der historischen Wahrheit ein rein französischer Charakter beigelegt wurde, ließ sich Doppeltes erreichen: in ihm gewann der innere Aufstieg zum geschlossenen Nationalstaat das mächtig fördernde ideale Vorbild, an dem sich das Nationalbewußtsein entfalten konnte, gleichzeitig aber war die Erinnerung an die von Karl geübte Universalherrschaft über das christliche Abendland ein Antrieb zu erobernder Expansion ohne jede Rücksicht auf nationale Schranken.

Je kraftvoller der Mann war, der auf dem Throne Frankreichs saß, um so mehr hat er solch letzteren Wünschen nachgegeben. Philipp August, der Sieger von Bouvines im Jahre 1214, der eigentliche Begründer der französischen Großmacht, hat sich von ihnen beherrschen lassen, und erst recht Philipp IV., der Schöne, um die Wende des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Er wollte den Augenblick nützen, wo in Deutschland keine feste Kaisermacht mehr bestand, während Frankreich sich durch die Unternehmungslust seines Adels seit den Kreuzzügen in Neapel, Ungarn, Kastilien, Sypern und Morea eine nach damaligem Maßstab wirkliche Weltgeltung geschaffen hatte. Durch seine Legisten ließ er „die allgemeine Leitung des weltlichen Christentums“ für Frankreich fordern. Sie entfalteten die Propaganda, die unter Berufung auf Cäsar und vor allem schon damals auf das uns nur allzu gut bekannte Schlagwort von Frankreichs „Sicherheit“ das so unendlich folgenschwere Programm der Rheingrenze vor die Nation hinstellte. Der König, der sie dazu anleitete, tat es in der klaren Erkenntnis, daß der Gewinn dieser Grenze das beste Mittel darstellte, den Einfluß weit über sie hinauszutragen und die Ausfallstore nach Osten aufzustoßen.

Aber diesem ersten Höhepunkt des Ausdehnungswillens folgte der jähe Rückschlag, weil die innere Kraft so stolze Ziele noch nicht rechtfertigte. Im Gegenteil geriet Frankreich in die Gefahr, seines Ranges als Großmacht überhaupt wieder verlustig zu gehen. Sie erhob sich nicht von dem fast nur noch Theorie gewordenen Oberherrschaftsanspruch der Kaiser, sondern entsprang dem Versuch der englischen Könige, ihre Macht auf Frankreichs Kosten beherrschend auszuweiten. Frankreich verspürte also aufs schwerste am eigenen Leibe, was es heißt, das Objekt fremder Eroberungsgelüste zu werden. Aber statt sich das als warnende Mahnung für die eigene Außenpolitik dienen zu lassen, hat es sogar in diesen Jahrzehnten unmittelbaren Ringens um die eigene staatliche Existenz sich das alte übernationale Ideal erhalten, wie ja fast niemals die Völker durch schlimme Erfahrungen, wenn es gelingt, sie zu überwinden, auf den Weg gesunden Maßes geleitet, sondern erst recht dahin gebracht werden, das selbst erlittene harte Schicksal nunmehr den anderen auferlegen zu wollen.

Um so stärker ist dies in Frankreich der Fall gewesen, weil sich hier die felsenfeste Überzeugung ausbildete und im Verlauf der nächsten Jahrhunderte, namentlich dann unter den geistigen Antrieben der Revolution von 1789, noch dauernd erhärtete, daß die Ausdehnung des eigenen Herrschaftsbereiches notwendig ein Segen für die Menschheit und daß es nur ein Glück für die anderen Völker bedeute, in den Schatten der französischen Macht zu treten. Hierfür hat der große französische Historiker Albert Sorel die Formel gefunden: „Für die Franzosen ist das Glück der Welt an die Größe Frankreichs gebunden. Sie zweifeln nicht daran und in ihren Augen kann niemand daran zweifeln. Je mehr darum der Zweck ihnen gerecht erscheint, um so mehr werden die Mittel ihnen gleichgültig. Alle Maßnahmen scheinen ihnen berechtigt, ein so hohes Ziel zu erreichen, alle Gründe sind ihnen gut, um ihre Behauptung zu stützen.“

Aus solcher Gesinnung heraus hat die Jungfrau von Orléans die Nation zum Widerstand gegen die englische Invasion aufgerufen mit der Begründung, daß, wer gegen Frankreich Krieg führe, geradezu Jesus bekämpfe. In dem Augenblick dann, als die Not wirklich gebannt und der englische Angriff abgeschlagen war, trat infolgedessen fast automatisch das Ziel hervor, den Traum eigener französischer Vormacht in Wirklichkeit umzusetzen. Nach Frankreichs Weltherrschaft ging die Hoffnung König Karls VIII., als er 1494 über die Alpen nach Italien zog, und

zum zweiten Male kulminierte dies Streben in dem jahrzehntelangen Ringen zwischen König Franz I. und Kaiser Karl V. Denn dem ersteren kam es hierbei durchaus nicht etwa bloß darauf an, den furchtbaren Druck, der auf seinem Lande vom habsburgischen Universalismus her lastete, abzuschütteln. Vielmehr ergriff er trotz der scheinbaren Ungeheuerlichkeit der gegnerischen Macht seinerseits die Offensive zu dem Zwecke, die französische Vorherrschaft aufzurichten, wie denn der Beginn der großen welthistorischen Auseinandersetzung in dem mißglückten Versuch des Jahres 1519 lag, die Kaiserkrone und mit ihr auch den formellen und ideellen Anspruch auf Oberhoheit über das Abendland an das Haus Valois zu bringen. Keineswegs weniger universalistischen Charakters als die Politik Karls V. ist also die Franz' I. gewesen. Zwei Offensiven mit höchstgesteckten Zielen prallten aufeinander. Wieder aber bezahlte Frankreich allzu weitreichenden Ehrgeiz mit völliger Niederlage.

Macht man sich diese Zusammenhänge klar, dann erscheinen die am kräftesten ins Auge fallenden späteren Vorstöße hegemonischer Natur, verkörpert in den Persönlichkeiten Ludwigs XIV. und Napoleons I., als die getreue Fortsetzung einer seit altersher eingeschlagenen Linie. Daß sie beide mit ihrem Streben nach Knechtung Europas für Frankreichs internationale Geltung verhängnisvoll gewirkt haben und daß deshalb diese ihre Außenpolitik gerade vom französischen Standpunkt aus betrachtet ein schwerer Fehler gewesen ist, wird von der weitaus überwiegenden Mehrheit der französischen Historiker offen zugegeben. Von Ludwig XIV. hat ein des mangelnden Patriotismus wirklich nicht verdächtiger Mann wie Ernest Lavisse, der zur Erziehung der französischen Jugend im Geiste des Chauvinismus und der Revanche vor 1914 so außerordentlich viel beigetragen hat, eingeräumt, daß er durch übersteigerte Ruhm- und Machtstucht sowie durch sein ständiges Sich-hinwegsetzen über jeden von ihm geschlossenen Vertrag mit eigener Hand die übergewaltige Gegenkoalition geschaffen hat, der er schließlich erlegen ist. Das Ende war darum sein Leichenbegängnis unter den Flüchen seines enttäuschten und erschöpften Volkes, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß dies gleiche Volk ihm begeistert gefolgt ist, solange der Erfolg sich an seine Fahnen heftete. Genau die gleiche Erfahrung hat Napoleon I. gemacht; zur Beurteilung seines Verhaltens ist unter den im Rahmen dieser Betrachtung maßgebenden Gesichtspunkten besonders wichtig, daß sich sein kluger Außenminister Talleyrand von ihm abwendete, weil er erkannte, daß der Kaiser napoleonisch-imperialistische und nicht französische Politik trieb, daß das errichtete Riesenreich auf tönernen Füßen ruhte und daß die Unterdrückung der Freiheit Europas sich gegen den Urheber richten mußte. Das katastrophale Ergebnis ist denn auch nicht ausgeblieben.

Weil es in beiden Fällen, bei Ludwig XIV. wie bei Napoleon I., eine allzu deutliche Sprache redet, hat sich die französische Geschichtsschreibung damit zu helfen gesucht, beider Maßlosigkeit als Verfälschung der wirklichen Interessen des Landes und als Abweichen von der traditionellen Linie der wahrhaft national-französischen Politik hinzustellen. So richtig das erstere ist, so falsch ist das zweite.

Um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur die Absichten derjenigen Persönlichkeiten unter die Lupe zu nehmen, die im Gegensatz zu ihnen als die echten Vertreter dieser angeblich maßvollen national-französischen Politik gefeiert werden. Es sind dies in erster Linie König Heinrich IV. und Kardinal Richelieu. Aber Heinrich IV. hat doch das Ziel aufgestellt, daß Frankreich „die Monarchie des Okzidents“ werden solle, das heißt, die Vormacht über das Abendland angestrebt, und er ist dem Dolche des Mörders in dem Augenblick erlegen, als er den diesem

Zweck dienenden Eroberungskrieg gegen Osten antreten wollte. Desgleichen hat Richelieu seinem Herrscher Ludwig XIII. das Programm eingehämmert, sich zum „mächtigsten Monarchen und angesehensten Fürsten der Welt“, zum „Oberhaupt aller katholischen Fürsten der Christenheit und dadurch zum mächtigsten Fürsten Europas“ zu machen. Heinrich IV. und Richelieu dachten allerdings staatsmännisch genug, diese letzten Ziele nicht einfach von vornherein der Welt zu offenbaren, dadurch vorzeitig Widerstände heraufzubeschwören und auf diese Weise sogar das bereits Gewonnene zu gefährden. Nicht mit wenigen schnellen Schlägen wollten sie das gewaltige Werk vollbringen, sondern je nach Lage des Augenblicks von Punkt zu Punkt vorsichtig fortschreiten, — wie der Kardinal es ausdrückte, „d'une manière douce et couverte“. Denn sie leitete die richtige Erkenntnis, daß die Völker nach und nach in kleinen Dosen beigebrachte Demütigungen leichter ertragen, als wenn sie ihnen mit einem Male als Ganzes aufgenötigt werden.

In Wirklichkeit bezieht sich also der von der französischen Geschichtschreibung konstruierte Gegensatz zwischen Ludwig XIV. und Napoleon einerseits, Heinrich IV. und Richelieu andererseits bloß auf die Methode des Vorgehens; nur im Hinblick auf sie können die letzteren als maßvoll anerkannt werden. Im Endziel aber stimmen sie alle überein. Es ist mehr ein Unterschied des Grades als der Sache und besteht deshalb im entscheidenden tiefsten Sinne nicht zu Recht.

Die Übereinstimmung zwischen ihnen ergibt sich aber daraus, daß sie alle Exponenten der gleichen durch die Jahrhunderte hindurchgehenden Tendenz sind, und da diese bestimmt wird durch die große gesamtfranzösische Tradition, so kommt sie, abgesehen von solchen Gipfelpunkten, auch sonst immer wieder zum Durchbruch, wenn gleich natürlich in weniger starken Persönlichkeiten mit abgeschwächter Explosivkraft.

Greifen wir einige illustrierende Beispiele aus der langen Liste heraus. Kardinal Mazarin hat durchaus gemäß der von seinem Vorgänger Richelieu gewiesenen Richtlinien im Westfälischen Frieden den Moment gekommen geglaubt, während bis dahin der Eroberungsdrang sich unter dem Schlagwort des Strebens nach der angeblich „natürlichen“ Grenze verborgen hatte, solche immerhin noch mäßigenden Schranken offen preiszugeben und nach dem rechten Rheinufer hinüberzugreifen. Indem er sich dort Breisach und das Besatzungsrecht in Philippsburg abtreten ließ, lenkte er in die Bahn ein, auf der Ludwig XIV. dann so unmäßig weiter schritt. Und schon wenig mehr als zwei Jahrzehnte nach dem Tode des letzteren hat sich der junge Kronprinz Friedrich von Preußen genötigt gesehen, abermals Europa vor dem Streben der Franzosen, dieser „modernen Römer“, nach der „Weltmonarchie“ zu warnen, das hinter der Politik des Kardinals Fleury stecke.

So bekennt sich das französische Königtum in seiner ganzen langen Geschichte immer wieder zu dem gleichen Ziel, und es bedeutet nichts anderes als das Festhalten dieser Tradition, wenn nach dem großen inneren Umsturz die Revolution den Angriffskrieg gegen das alte Europa eröffnete. Sie, die das Selbstbestimmungsrecht der Nation auf ihr Banner schrieb, ließ es praktisch nur zu eigenen Gunsten gelten, nicht für die anderen, und begann daher bereits mit nackten Annerkionen. Darum darf nicht ausschließlich ihrem Erben und Bezwiner Napoleon I. die Schuld zugeschoben werden, daß er, der ja nicht einmal gebürtiger Franzose war und dem deshalb nationale Schranken besonders wenig gelten mußten, den rechten Augenblick des Innehaltens nicht gefunden hat. Als er zur Macht gelangte, fand er schon Tatsachen vor, die zurückzubilden er nicht mehr die Möglichkeit besaß und die ihn weiter vorwärts trieben. Er führte die durch die Revolution vom Königtum übernommene, tief in die Vergangenheit zurückreichende

Linie auf solchen neuen Höhepunkt, daß der unausbleibliche Rückschlag sich doppelt heftig auswirkte und Frankreich zunächst sich mit überaus bescheidener Rolle im Kreise der Großmächte begnügen mußte.

Die Tradition aber wirkte weiter. Ihre Folge war es, daß der in seiner Wildde so außerordentlich weit gehende erste Pariser Frieden von 1814 – einer Wildde, die verständlich wird nach allem Vorhergegangenen nur durch das gegenseitige Mißtrauen der Sieger – von einem großen Teil der Franzosen als unerhörte Härte und Vergewaltigung empfunden wurde, nur deshalb, weil in der Tat von Vormachtstellung für Frankreich keine Rede mehr war. Dementiendebend haben die wiederhergestellten Bourbonen, das 1830 ihr Erbe antretende Bürgerkönigtum, die zweite Republik und erst recht das zweite Kaiserreich das Verlorene wiedergutmachen gesucht, indem sie alle sich das alte Ziel des Gewinnens des linken Rheinufers setzten, als des wirksamsten Mittels, Gesamt Europa unter Druck zu halten. Erfolg haben sie dabei nicht gehabt, vielmehr hat gerade der Widerspruch zwischen so hohem Ziel und der mangelnden inneren Kraft und Geschlossenheit seines Staates der Herrlichkeit Napoleons III. das Ende bereitet. Auf's neue befestigte sich die frühere Erfahrung, daß zu weit gesteckter Ehrgeiz teuer bezahlt werden mußte.

Auch über die neue Katastrophe hinaus aber hat die in der Überlieferung verwurzelte Linie unverändert ihren Bestand weiter behalten. Denn wenn die Franzosen sich mit dem Ergebnis von 1871 nicht abgefunden haben und starr dem Revangegedanken treu geblieben sind, so liegt der entscheidende Grund hierfür in der Tatsache, daß sie es als undenkbar empfanden, auf den Platz als die stärkste Macht Europas zu verzichten. Nicht so sehr, wie sie es immer darstellen, hat die Aufnahme von Elia-Vorbringen die unheilbare Wunde hinterlassen. Die immer aufs neue Zorn und Haß hervorrief und wachbielt. Gewiß wirkte sie veräbernd und ließ sich vor allem propagandistisch glanzend auswerten. Aber was die Franzosen in Wirklichkeit nicht verzeihen konnten, war der gewaltige Machtumschwung, der das geeinte Deutschland an die Spitze des Kontinents treten ließ. Zwar hat Bismarck in seiner ganzen Außenpolitik nach dem Deutsch-Französischen Kriege deutlich zum Ausdruck gebracht, daß er nicht daran dachte, für das von ihm geschaffene Reich eine Hegemonie über Europa in Anspruch zu nehmen in der Art, wie Frankreich das immer wieder getan hatte, sobald seine Kraft ihm das zu erlauben schien. Aber die Tatsache, daß Deutschland zur stärksten Macht geworden war, prägte nun einmal den neuen Verhältnissen den Stempel auf, und hiergegen bannnte sich der französische Stolz auf.

In Versailles 1919 hat er triumphiert. Damals schienen alle französischen Träume gewährleistet, wenn auch nicht sofort der ganze Umfang der chauvinistischen Hoffnungen erfüllt wurde. Es gab im Augenblick keine Großmacht in Europa, die sich mit Frankreich hätte messen können, und so konnte der Versuch gemacht werden, wie es zum Beispiel im Ruhrkampf geschah, noch über das Friedensdiktat hinauszu gelangen und dem errichteten Bau der Herrschaft noch Fehlendes einzufügen. Frankreichs Wille gebot auf dem Kontinent. Aber dem äußeren Glanz des Wiederaufstiegs entsprach die innere Haltbarkeit nicht. Furchtbar waren die Wunden, die der Weltkrieg dem Leibe des französischen Staates geschlagen hatte, und dieser hat es veräumt, seine ganze Kraft an ihre Heilung zu setzen. Durch das Maß des ihm zugefallenen Triumphs hat er sich verleiten lassen, über die lebensentscheidende innere Aufgabe hinwegzusehen. Damentlich hat er den erlittenen unmittelbaren Blutverlust nicht zu ersetzen vermocht. Dazu kam, daß er den Triumph nicht aus

eigener Kraft erstritten hatte; aus bitterster Not war er vielmehr durch andere gerettet worden. Diese beiden Tatsachen gemeinsam wirkten sich dahin aus, daß sowohl die physische wie erst recht die moralische Kraft fehlte, das Ererbte zu bewahren.

Dabei handelte Frankreich jedoch, als ob die Dinge niemals sich wieder anders wenden könnten. Für die französische Geistesverfassung in diesen Jahren nach Versailles, um eine in unseren Zusammenhängen besonders illustrative Einzelheit herauszugreifen, ist bezeichnend, daß damals ein Buch erscheinen konnte, das, der üblichen Geschichtsauffassung heftig widersprechend und ihr vormerkend, sie habe kritiklos durch Nachrichten deutscher verlässlicher Propaganda das Vaterland geschädigt, Ludwig XIV. als den stets von deutscher Seite herausgeforderten und in den Krieg gezwungenen Staatsmann zeichnete; ganz falsch sei es, ihm Maßlosigkeit zu unterstellen, im Gegenteil, er müsse geradezu als ein „héros de la mesure“ gefeiert werden. Es verlohnt nicht, sachlich auf dies Werk von Louis Bertrand einzugehen, aber wichtig ist festzustellen, daß es mit rapid sich folgenden Auflagen ein ungeheurer Publikumerfolg geworden ist, also Dinge aussprach, die der französische Leser gern hörte.

Aus solcher Geistesverfassung erwuchs Frankreichs praktische Politik. In unbegreiflicher Kurzsichtigkeit und Überhebung hat es in all den Jahren seit 1919 auch die primitivste Rücksicht auf die Gefühle und Bedürfnisse des Geschlagenen außer acht gelassen und darüber hinaus durch die Art, in der es seine Vormacht ausübte, sich Feinde geschaffen. Sein Einbruch war es, der immer wieder die Hoffnung verschlug, einen haltbaren Rahmen für das nun einmal gezeigte Neben- und Miteinanderleben der europäischen Nationen zu finden. Frankreich hat in den Nachkriegsjahren die vielen Lehren und Warnungen, die ihm die eigene Geschichte hätte bieten sollen, in keiner Weise beachtet, es hat die früher begangenen Fehler nur noch übertrumpft. So hat es den Wind geist, den es nunmehr als Sturm geerntet hat.

RUDOLF PECHEL

USA

Eine nüchterne Betrachtung

Die drei lapidaren Buchstaben USA bedeuten den Staat einer Landmasse von 7839081 qkm — ganz Europa hat 10007200 — ohne Berücksichtigung der von den großen Seen bedeckten Fläche. Dazu kommt noch Alaska mit 1530338, die Panamakanalzone, Puerto Rico, die Jungferninseln, Guam, Hawaii und die Philippinen mit zusammen 1843065 qkm, ohne in diese Rechnung die verschiedenen Stukherrschaften einzubeziehen. Die größte Breite der Staaten beträgt in der Nord-Süd-Richtung 2580 km, die größte Länge von West nach Ost 4500 km — Europa mißt vom Ural bis zur Südspitze Spaniens 5300 km, vom Nordkap bis zum Fuß des Kaukasus 3200. — Das Land weist 22680 km Küstenstreifen auf, davon am Atlantik 11620, am Pazifik 5950, im Golf von Mexiko 5470 km.

Die Bodenschätze dieses reichen Landes, das über ein ausgezeichnetes Verkehrsnetz verfügt, werden in den jährlichen Ziffern der Produktion eindeutig klar: die

Vereinigten Staaten lieferten 62 % der Weltproduktion an Erdöl, 37 % an Eisenerz, 33 % an Kupfer, 31 % an Zink, 25 % an Blei, 35 % an Steinkohle, 18 % an Braunkohle. Im gegenwärtigen Augenblick bedeutet die Vermutung, daß infolge des Raubbaus die Erdöl- und Mineralvorkommen in auffällig kurzer Frist erschöpft sein könnten, für die wirtschaftliche und militärische Stärke nichts, ebensowenig die ernste Gefahr der Waldvernichtung.

Einmal in der Weltgeschichte haben die Vereinigten Staaten die Entscheidung der Welthandel gebracht durch ihren Eintritt in den Krieg 1914–1918. Ihre Rolle in dem jetzigen Ringen ist noch durchaus als ungeklärt zu bezeichnen. Vermutungen bleiben Vermutungen, auch wenn sie angeblich noch so gut fundiert sind. Wir haben aber alle Veranlassung, uns mit diesem Staate, der zu den mächtigsten der Welt gehört, eingehend zu beschäftigen, denn schon oberflächliche Unterhaltungen beweisen täglich, daß Menschen mit fertigem Urteil über die politische Entwicklung und im Besitz von Patentlösungen sich über die faktischen Voraussetzungen und Gegebenheiten dieser Weltmacht kein klares Bild machen.

Deshalb ist jeder Versuch zur Unterrichtung zu begrüßen, wie es das Buch darstellt „U.S.A. von heute“ mit dem Untertitel „Seine Weltpolitik, Weltfinanz, Wehrpolitik“, wobei unklar bleibt, warum das Fürwort „seine“ und nicht „ihre“ gewählt wurde (München, F. Bruckmann, 5 Karten. M. 7.50). Zu diesem Buche haben eine große Zahl von Mitarbeitern, unter ihnen ausgezeichnete Kenner des Landes, ihre Beiträge gegeben. Eine Synchronisierung dieser Aufsätze scheint freilich nicht versucht worden zu sein, gelungen ist sie jedenfalls nicht, denn in den einzelnen Beiträgen sind – vielleicht unvermeidliche – Widersprüche, und der gewählte Standpunkt der einzelnen Betrachter ist unterschiedlich. Vermutlich sollte damit angedeutet werden, daß sehr verschiedene Meinungen nebeneinander möglich sind. Einzelne Autoren haben wohl geschrieben, ohne drüben eine Wirkung ausüben zu wollen. Ausgezeichnet sind die Arbeiten, die auf dem sicheren Boden der Geschichte, der Wirtschaft, des Raumes und der Statistik stehen. Die Arbeit von Wolfgang Windelband, „Geschichte von 1600 bis Roosevelt“ ist ein kleines Meisterstück, da hier auf etwas mehr als 30 Seiten die geschichtliche Entwicklung mit dem Rüstzeug des wahren Historikers und seinem ruhigen Urteil in vorbildlicher Klarheit zusammengedrängt ist. Auf sicherem Boden stehen auch die Aufsätze von Robert Arzet, „Die finanzielle Weltstellung“, von Walter Grävell, „Die wirtschaftliche Verflechtung“, von G. E. Graf, „Land, Produktion und Volk“, von Wolf Domke, „Verfassung, Verwaltung und Rechtswesen“, von August Müller, „Die soziale Struktur“, von Hubert Zuerl, „Die Luftverteidigung“, und von Ernst Samhaber, „Das Verhältnis zu Ibero- und zu Panamerika“, der sich von allen Prophezeiungen freihält.

In dem Aufsatz von Adolf Haffeld, „Hintergründe der Innenpolitik“, findet sich der Satz: „Es ist das Schicksal der großen Mehrzahl aller amerikanischen Politiker, in europäischen Dingen ständig auf das falsche Pferd zu setzen.“ Der Bürger von USA. sagt dagegen, daß es das Schicksal der europäischen Politiker sei, über die Entwicklung und die Politik der USA. grundsätzlich daneben zu prophezeien. Uns scheint es, als ob heute mehr denn je Zurückhaltung in der Beurteilung der Politik und der künftigen Haltung der Staaten geboten wäre. Gute Lehren, sie mögen fundiert und sehr ehrlich gemeint sein, erreichen bei der ausgeprägten Empfindlichkeit und dem großen Nationalstolz der Bürger von USA. meist das Gegenteil. Schon lange sind die Vereinigten Staaten nicht mehr das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, aber sie haben auch heute noch die unbegrenzte Mög-

lichkeit zu jeder Überraschung. Mit europäischen Maßstäben ist hier wenig getan; das Denken und Fühlen vollzieht sich drüben nach Kategorien, zu denen manchem Europäer der Zugang einfach verschlossen bleiben zu sollen scheint.

Daß ein so riesiges Staatsgebilde vor ersten inneren und äußeren Schwierigkeiten steht, daß es eine Fülle von Problemen brennender Art vor sich aufgeworfen steht, ohne daß heute schon klar wäre, ob die starken Kräfte, die zweifellos vorhanden sind, sich gegen alle Widerstände durchsetzen können, um diese Probleme zu meistern, versteht sich am Rande. Vergessen aber soll man nicht, daß das Volk von USA. auch heute noch die Merkmale des Pioniervolkes trägt, das nicht ängstlich vor noch so schweren Problemen zurückschreckt, sondern sie mit einer bewundernswerten Frische und ungebrochenem Selbstvertrauen angeht.

Die Probleme, die hier nur angedeutet werden können, über die in dem vorliegenden Buche eine Fülle von Material zusammengetragen ist, beginnen bei der Zusammensetzung der Bevölkerung. Die letzte offizielle Zählung liegt 20 Jahre zurück, so daß die heutigen Bevölkerungszahlen nicht ganz exakt sind, sondern geschätzt werden müssen. 1920 betrug die Bevölkerung 127,5 Millionen, heute sicherlich 135 Millionen, zu denen aus den oben erwähnten Ausenländern noch rund 18 Millionen hinzukommen. Nach der amtlichen amerikanischen Schätzung vom Jahre 1920 ergab sich folgender Anteil der wichtigsten eingewanderten Völker an der Gesamtbevölkerung:

Engländer	41,4 %	Polen	4,1 %
Deutsche	17,2 %	Italiener	3,6 %
Iren	11,2 %	Holländer	2,0 %
Skandinavier	4,3 %	Russen	1,8 %

Die stolze Umschrift der 1795 geprägten „Liberty-and-Security“-Münzen: „A Refuge for the Oppressed of all Nations“ ist schon lange nicht mehr in ihrer vollen Bedeutung in Kraft, denn schon nach dem Weltkriege begannen die USA. mit der Drosselung der Einwanderung, und heute ist sie oft bis zur Unmöglichkeit erschwert.

Wieweit in dem berühmten „melting pot“, den die Vereinigten Staaten darstellen sollten, die Herausbildung einer nordamerikanischen Rasse erfolgt ist, läßt sich schwer entscheiden. Fest steht wohl das, daß in diese nordamerikanische Rasse lediglich die Nord- und Mitteleuropäer germanischen Ursprungs neben den Engländern aufgegangen sind, während die Amalgamierung der slawischen und romanischen Volksteile auf größere Schwierigkeiten stieß. Der Begriff des „Schmelztiegels der Völker“ gilt natürlich überhaupt nicht für Träger schwarzer, roter und gelber Haut. Besonders das Negerproblem bietet größte Schwierigkeiten, die von den Nordamerikanern sehr klar erkannt werden und nicht so unlösbar angesehen werden, wie es Rassendogmatiker meinen.

Zu den entscheidenden inneren Schwierigkeiten gehört die Frage des mangelnden sozialen Ausgleichs, weil neben den Trägern der Riesenvermögen die Masse der Armen und Erwerbslosen steht, die man früher wie in jedem Koloniallande ganz der eigenen Tüchtigkeit überließ, die sich entweder durchsetzte oder zu einem nicht beweiinten Untergang verurteilte. Bemerkenswert ist, daß der Aufgabenkreis des sozialen Wirkens sich nicht nur in der privaten Sphäre ständig erweitert hat, sondern daß er mit immer wachsender Stärke, vor allem durch Roosevelt, zu einer der dringlichsten Aufgaben der Staatsverwaltung und Staatspolitik geworden ist.

Eine bedeutsame und ernste Rolle spielt das Goldproblem: die Staaten ver-

fügen heute über nahezu 70 % der Goldreserven der ganzen Welt. Ein gefährlicher Fasnachts-Ort, auf dem der Drache des Kapitalismus einmal verhungern kann, wenn in wesentlichen Teilen der Welt das Gold als Währungsfaktor außer Kurs gesetzt würde. Aber schließlich ist die Krise der Goldwährung an Faktoren gebunden, die außerhalb der Geld- und Finanzwirtschaft liegen und in einem andern Sektor entschieden werden. Für alle Völker besteht ein brennendes Interesse, die Weltwirtschaft von Grund auf neu und auf lange Sicht zu ordnen, und dabei werden die Vereinigten Staaten ihr gewichtiges Wort mitzureden haben.

Die Verfassungs-, Parteien-, Rechts- und Erziehungsfragen weisen drüben keinerlei krisenhafte Züge auf, bei nicht wegzuleugnenden Schwierigkeiten und Schönheitsfehlern. Man experimentiert an einigen Gegenständen, aber nicht ohne Besonnenheit. Der Glaube an die Demokratie und ihre Einrichtungen ist unerschütterlich.

Auf militärischem Gebiet haben die Staaten im Weltkrieg bewiesen, wie schnell man aus vorhandenen kleinen Ansätzen zu gewaltigen Leistungen gelangen kann. Vom Sommer bis Oktober 1917 wurde bei einer Kopfstärke von 95 000 Mann im April 1917 eine Armee von 2086 000 Mann ausgebildet und nach Europa verschifft. Die jetzige Landmacht ist, an heutigen europäischen Zahlen gemessen, klein, aber sie ist ein Rahmenheer, und bei dem vorhandenen großzügigen industriellen Rüstungswesen wird auch ein Riesenheer nach fachmännischer Beurteilung, was die Ausrüstung angeht, an der Spitze aller andern Heere stehen. Die amerikanische Flotte und in noch bedeutenderem Grade die Luftwaffe gehören zu den stärksten der Welt. Die in den letzten Jahren bewilligten Rüstungskredite sind gewaltig.

Die unaufgeforderten europäischen Ratgeber der USA. meinen häufig, daß nur sie die Probleme und ihre Gefahren für die kommende Entwicklung richtig sehen, ohne zu wissen, daß sehr ernsthafte und bedeutende Menschen in USA. sie richtiger sehen und mit ihrer Lösung ringen. Es ist grundfalsch, zu glauben, daß für USA. nur die in Europa gefundenen Lösungen möglich sind. Man täuscht sich über den Grad, in dem Europa und seine Ideologien und Theorien wegen des Weltkriegs 1914—1918 und der darauffolgenden Zeit mit ihrem fürchterlichen Versagen in außereuropäischen Ländern abgedankt ist, worüber man sich freilich auf dem alten Kontinent ungern Rechenschaft gibt. Drüben gibt es so etwas wie eine geistige Monroe-Doktrin.

Auch Bürger der Vereinigten Staaten zeichnen manchmal die Lage so, als ob bei einem erneuten Eintritt der Vereinigten Staaten in die kriegerischen Weltkämpfe mit den jetzt schon vorhandenen 10 Millionen Arbeitslosen und einer gewaltigen Last von Staatsschulden nach Beendigung des Krieges, wie immer er ausgehe, nur zwei Lösungen möglich seien: Kommunismus oder autoritäre Regierung. Aber gerade bei der Einsicht vieler Nordamerikaner, daß solche Gefahren drohen und — nach europäischen Begriffen — nicht vermieden werden könnten, ist es durchaus denkbar, daß zwischen diesen beiden — für das Gefühl und Denken des Nordamerikaners gleich fürchterlichen — Lösungen es auch noch andere Möglichkeiten gibt, so wenn z. B. der soziale Ausgleich in den nun einmal beschränkten Möglichkeiten menschlicher Gerechtigkeit von oben, freilich durch revolutionäres Handeln, hergestellt würde, wobei europäische Methoden, die nur sturer Beschränktheit als die einzigen erscheinen, nebst den so knallig zutage getretenen Fehlern vermieden würden. Eins jedenfalls steht fest: der Weg, den die USA. gehen werden, wird um so sicherer zum Ziele führen, je mehr er ein amerikanischer und kein europäischer ist.



LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Emanuel Geibel (1815—1884)

Zur 125. Wiederkehr seines Geburtstages

Gebet

September 1848

*Herr, in dieser Zeit Gewog',
Da die Stürme rastlos schnauben,
Wahr', o wahre mir den Glauben,
Der noch nimmer mich betrog,*

*Der noch sieht in Nacht und Fluch
Eine Spur von deinem Lichte,
Ohne den die Weltgeschichte
Wüster Greuel nur ein Buch;*

*Daß, wo trostlos unbeschränkt
Dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
Die verborgnen Fäden lenkt;*

*Daß, ob wir nur Einsturz schaun,
Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande,
Doch schon leise durch die Lande
Waltet ein geheimes Baun;*

*Daß auch in der Völker Gang
Wehen deuten auf Gebären,
Und, wo Tausend weinten Zähren,
Einst Millionen singen Dank;*

*Ja, daß blind und unbewußt
Deiner Gnade heil'gen Schlüssen
Selbst die Teufel dienen müssen,
Wenn sie tun nach ihrer Lust.*

*Herr, der Erdball wankt und kreißt;
Laß, o laß mir diesen Glauben,
Diesen starken Hort nicht rauben,
Bis mein Geist dich schauend preist!*





*Loszuwerden den alten Zopf
Ist ein vernünftig Begehren,
Aber wer wird darum den Kopf
Gleich rattenkahl sich scheren!*

Halte die Hoffnung fest

1851

*Wenn der Morgen, der heute tagt,
Nichts als Trümmer dich schauen läßt,
Unter Trümmern noch unverzagt
Halt im Herzen die Hoffnung fest!*

*Mag dies irre Geschlecht mit Hohn
Ihrer spotten, verzweifle nie,
Und im Sterben an deinen Sohn
Als dein Kleinod vererbe sie;*

*Daß er harre wie du getreu
Und gerüstet zu frischer Tat,
Wenn zu scheiden vom Korn die Spreu
Einst der Tag der Erfüllung naht,*

*Jener Morgen von Gott gesandt,
Der bei klingendem Schwerterstreich
Im zerstückelten Vaterland
Neu aufrichtet das Deutsche Reich.*

*Dein Ja sei Ja, dein Nein sei Nein,
Und scharf das Schwert an deiner Lende;
Die beste Staatskunst bleibt's am Ende
Doch, tapfer und gerecht zu sein.*

An die Gewaltsamen

*Der heil'ge Geist ist Gottes freie Gabe,
Das Wort ein Fels, ein ew'ger. Meint ihr gar,
Daß ihr ihn stützen mögt mit eurem Stabe?*

*Und dessen Hand ihn hielt zweitausend Jahr,
Daß auch kein Körnchen durfte davon splintern,
Wähnt ihr, er schlafe, weil ihr träumt Gefahr?*

*Kleingläubige, wie mögt ihr also zittern!
Nein! Laßt die Geister wandeln ihre Bahn!
Klar wird die Luft in Sturm und Ungewittern.*





Und schwölle berghoch die Verneinung an
Wie eine neue Sündflut: mag sie schwellen!
Nicht eurem Machtspruch ist sie untertan.

Doch glaubt, ob Menschensatzung mag zerschellen:
Der wahren Kirche dreimal heilig Schiff
Treibt gleich der Arche sicher auf den Wellen.

Und wen die Sehnsucht nach dem Herrn ergriff:
Wie immer auch geheiß'n sei sein Glaube,
Er mag sich bergen drin vor Flut und Riff.

Und kommen wird der Tag, da bringt die Taube
Den Ölweig heim: es wurzelt im Gestein
Des Schiffes Kiel, nicht mehr der Flut zum Raube.

Dann wird ein Hirt und eine Herde sein,
Verlaufen in der Tiefe sind die Wogen,
Verweht vom Winde ist das letzte: Nein!

Und auf den Wolken steht der Friedensbogen.

Leere Drohung, übler Brauch
Wird des Feindes Hohn nur schärfen;
Kannst du keine Blitze werfen,
Freund, so laß das Donnern auch.

Recht ist hüben zwar wie drüben,
Aber darnach sollst du trachten,
Eigne Rechte mild zu üben,
Fremde Rechte streng zu achten.

Wenn von der Zeit der sinkenden Cäsaren
Ich las, bevor die Stadt der Feinde Beute,
Im Geist erwägend, was die Welt erfreute,
Und was die Welt verstört in jenen Jahren:

So hat's mich oft wie jäher Schreck durchfahren;
Mir war's, als ob ein Spiegelbild des Heute
Aus der Geschichte mir entgegendräute
Und sprach: Ihr seid, was jene Römer waren.

So lag bei hohlem Wort die Zucht im Staube,
So ward der Seelen gottverlaßnes Bangen
Heut frecher Taumel, morgen Aberglaube.

So hielt der Schein jedwedes Sein gefangen,
Indes vom Nord her, schon bereit zum Raube,
Barbarenstämme dumpfen Schlachtruf sangen.



Musik in Spanien

Die spanische Musik wirkt besonders stark auf unser Herz und unsere Sinne, wenn wir ihren Zauber in der Landschaft selbst auf uns einwirken lassen. Märchenhafte Bilder aus „Tausend und eine Nacht“ werden durch die Wunder der Alhambra lebendig. Die feenhaften Gärten ruhen in schwermütiger Stille, als trauerten sie einer glanzvollen Vergangenheit nach. Diese geheimnisvolle Stille wird durch die leidenschaftlich aufrauschenden Klänge einer Gitarre zerbrochen . . . die dann leise und zart in der Nacht verwehen.

Die spanische Erde atmet förmlich Musik. Die Lieder sind dort die unerschöpflichen Blüten des Bodens und die Tänze der Spiegel der leidenschaftlichen Rasse. Kastagnetten und baslische Trommeln erscheinen uns mit dem Gedanken an spanische Musik untrennbar verbunden. Man vergift darüber nur zu leicht die tiefe, schwermütige Musik jener großen Meister, deren Weisen im Konzert der Völker ebenbürtig erklingen.

Spanien ist ein Land, das länger unbeachtet und unverstanden blieb als andere Länder. Kulturelle Fäden zwischen Deutschland und Spanien spinnen sich schon seit dem Mittelalter, als der spanische Mönch Pirmin das Benediktinerkloster Reichenau im badischen Land gründete und zu einem bedeutenden musikalischen Mittelpunkt machte. Der Dominikanerorden wiederum erhielt seine geistige Bedeutung durch Thomas, den Neffen Barbarossas, und durch den Grafen Volfstätt. Auch in der Glanzepoche, da Kaiser Karl V. König von Spanien war, fand ein wechselseitiger Austausch kultureller Güter statt. Dann aber, im Laufe der Jahrhunderte, zog der Spanier eine immer engere Mauer um sich und seine Welt. In der Verslossenheit seines Charakters genügte er sich selbst.

Spanien ist das Land der natürlichen Volksverbundenheit und des überaus stark entwickelten Nationalstolzes. Kultur und Kunst haben ihre Wurzeln im Volk. Der Deutsche hat vielfach eine falsche Vorstellung vom spanischen Typ. Stark beeinflusst von der französischen Oper „Carmen“, ist er versucht, mit den Augen von Prosper Mérimée und Bizet in die spanische Welt hineinzuschauen. Für uns bedeutet der „Faust“ ein Symbol — für den Spanier der „Don Juan“. Zwischen diesen beiden Volkssymbolen ist eine Parallele unverkennbar. Sehr reizvoll übrigens die Brücke, die von Mozarts „Don Juan“ (Lorenzo da Ponte) zu dem Ur-„Don Juan“ des Tirso de Molina (Gabriel Tellez) führt. Grabbe fand die Synthese dieser beiden Volksbegriffe in seinem Drama „Don Juan und Faust“.

Der Spanier ist Pessimist und Fatalist. Er gab sich jahrhundertlang mit ekstatischen Gefühlen dem starken Einfluß der katholischen Kirche hin; die darin herrschende Mystik stimmt ihn ernst, schwermütig. Die Kirchenmusik ist, übereinstimmend mit dem Bildschmuck der Kathedralen, unheimlich streng und düster und bevorzugt inhaltlich meist Todesgedanken. Im Jahre 1544 finden wir die ersten sechsstimmigen Motetten des Christobal Morales, der als Vorgänger von Palestrina gilt. Eine gesteigerte Ausdruckskraft, hervorgerufen durch religiöse Verinnerlichung, kann man in den geistlichen Kompositionen des Antonio de Cabezón und Thomas de Santa Maria feststellen, die gleichfalls im 16. Jahrhundert lebten. Die Werke dieser beiden Meister (Cabezón wird auch der spanische Bach genannt) sind für die Eigenart der spanischen Kirchenmusik besonders charakteristisch.

Die Liebe zur Musik liegt dem Spanier im Blut; er besitzt ein gutes Gehör. Sein Hauptinstrument ist die Gitarre, und er ist virtuos in seinem Spiel. Man erzählt sich, daß auf einem Schlachtfelde nach einem Kampfe gegen die Portugiesen 11 000 Gitarren gefunden wurden. Andalusien ist der musikalische Mittelpunkt. Volkslied und Volkstanz sind eng miteinander verbunden, und jede Provinz hat ihre rhythmische und melodische Eigenart. Zu unterscheiden sind: die Murga, das Ständchen; die Copla, das kurz pointierte Volksliedchen (Vierzeiler), und der Refran, das geträllerte Sprichwort, das ungefähr dem bayerischen Schnadahüpferln entspricht. Auch die modernen Komponisten schöpfen aus dem tiefen und lauterem Vorn der spanischen Volksmusik. Zwei bedeutende Musiker der Gegenwart haben ihre Lieder der vierzeiligen Copla nachgebildet, und interessant ist die völlig verschiedenartige Charakteristik, die sie der Urform gaben. Manuel de Fallas Copla: "El paña moruno" (Das maurische Tuch) aus den "Sept chansons populaires espagnoles" ist ganz auf scharfer Akzentuierung aufgebaut, sprüht von Temperament, schießt gleich einer Feuergarbe auf und erlischt jäh. Der Text spielt nur eine untergeordnete Rolle.

Der Spanier ist ein Meister der Improvisation. Wenn er eine Copla vor sich hin summt, so antwortete ihm nicht selten aus dem Stegreif ein Partner, und es setzt sich zur Freude der Straßenpassanten ein lustiges Duett fort. Ein Straßensbild in Spanien ohne Tanz und Musik ist undenkbar. Die andalusischen Volksänger lassen sogar kunstreiche Koloraturen hören. Die Gurgellaute in ihrem Gesang, die unser Ohr befremden, sind wohl maurischen Ursprungs. Ein starker Kontakt verbindet den Vortragenden mit dem Publikum, das den Tanz mit Chor und Kastagnetten zu begleiten pflegt. Der Spanier liebt aus der Kindlichkeit seines Wesens heraus die Geräuschkunst, das Klatschen und die Kastagnetten. Von den spanischen Tänzen sind vor allem die Pavane und die Sarabande zu uns gekommen. Die Pavane (der Name kommt von Pavos = Pfau) ist ein äußerst langsamer Tanz voller Grandezza. Der schon erwähnte Komponist des 16. Jahrhunderts, Cabezón, hat ein umfangreiches Variationenwerk auf der Pavane aufgebaut, das Schule machte und "La dama le demanda" heißt. Es ist in unzähligen Bearbeitungen in England im "Fitzwilliam Viriginal" zu finden. — Die Sarabande dagegen ist sehr bewegt und ausgelassen, dem Cancan ähnlich und bildet einen starken Kontrast zu jener Sarabande, wie wir sie, langsam und getragen, bei Bach und Händel kennen. Am verbreitetsten im heutigen Spanien sind jedoch: die Sevillana und die Malagueña. Beide Tänze sind ruhig und haben zierlich kleine Bewegungen. Zu erwähnen sind noch u. a.: Tirana, Zapateado, Seguidilla und Fandango. Alle diese Tänze werden von Kastagnetten begleitet.

Das Erwachen der konzertanten Nationalmusik brachte eine Überfülle von Melodienreichtum hervor. Nachdem die Töne des Clavichords unter den Meisterhänden Cabezóns verstummt waren, ruhte die Konzertmusik nahezu drei Jahrhunderte. Eine Ausnahme bildeten im 18. Jahrhundert die Kompositionen von Scarlatti und Padre Antonio Soler. Domenico Scarlatti, von Geburt Neapolitaner, machte sich die spanischen Rhythmen zu eigen, und der langjährige Aufenthalt in Spanien verlieh seiner Musik typisch spanische Züge. Padre Soler schrieb Sonaten für das Cembalo, die eine persönliche Sensibilität und viel Frische befielen.

Felipe Pedrell ist der Patriarch der spanischen Musikrenaissance, der Lehrer von Granados und de Falla, die musikalische Seele Kataloniens — der Weg-

bereiter. Man könnte ihn vergleichsweise den spanischen Mussorgsky nennen. An innerem Gehalt dürften seine Werke denen des großen Russen kaum nachstehen. Der Schaffensdrang von Pedrell war unermüdlich; allein seine Tätigkeit als Musikschriftsteller hätte genügt, um ein Leben auszufüllen. Seine Essays sind mit viel Esprit geschrieben und erinnern in der Schreibweise an Verlitz. Sie rollen vor dem Leser nicht nur ein Bild der musikalischen Aktivität Spaniens, sondern auch der anderen Länder während des letzten halben Jahrhunderts auf. Im Jahre 1891 erschien seine berühmte Schrift "Por nuestra musica", in der er die Ziele für die Erneuerung der spanischen Musik festlegte. Auf der Basis nationaler Legenden schuf Pedrell seine Opern voll Leben, Leidenschaft und Farbe. Die spanische Oper besteht fast nur aus lose aneinandergereihten Volksmelodien und entbehrt völlig der dramatischen Ballungen; aber das Milieu und die verschiedenen Personen der Handlung sind sehr fein charakterisiert. Sein bedeutendstes Werk ist die Operntrilogie "Los Pirineos" (die Pyrenäen); sie enthält: Los Pirineos, La Celestina und Raymond Lull. Besonders das Vorspiel zu der Trilogie ist von großer Schönheit und malt in satten Farben die Reize der Landschaft. Spanien ist kein heiteres Land wie Frankreich und Italien. Am Tage sticht unbarmherzige Sonne — ohne Übergang folgen eiskalte Nächte — ewiger Schnee bedeckt die Gipfel der Pyrenäen. Diese Operntrilogie Pedrells wird von einer ersten Stimmung getragen und verzichtet auf billige Effekte. Der zweite Teil La Celestina ist am stärksten; hier gibt der Meister sein Bestes: eine das Herz bewegende Anmut. Dieses Werk widerspiegelt in Wahrheit die Seele Kataloniens.

Wird Pedrell der Vater der spanischen Musikkrenaissance genannt, so betrachtet man Albéniz als das Herz der spanischen Musik. Das ganze glutvolle Spanien erscheint in seiner Musik verkörpert. Er selbst lebte nur in Musik, und nur wenige haben so leidenschaftlich gelebt wie er. Albéniz zauberte aus dem spröden Boden Spaniens heiße und liebliche Quellen hervor; Bäche, Flüsse und Ströme der Musik wurden von diesen kristallklaren Quellen gespeist. Man muß in Albéniz einen Herold der Renaissance Spaniens erkennen und verehren.

Sein Leben ist von Legenden umwoben und zeigt bis ans Ende die Spannung und Bewegung eines Abenteuerromans; von seiner Persönlichkeit strahlte innere Lebensfreude aus. Entmutigung durch äußere Widerstände kannte er nicht. Er wurde 1860 in Campredon (Provinz Gerona) geboren und starb 1909 in Cambo. Schon als Vierjähriger ließ er sich in Barcelona hören. Er improvisierte, und einige seiner Hörer ahnten vielleicht schon, daß er einst einen Gipfel der Virtuosität erklimmen würde. Im sechsten Lebensjahr reiste der junge Albéniz mit seiner Mutter und seiner begabten Schwester nach Paris und bekam trotz seiner großen Jugend die Erlaubnis, im Conservatoire den Unterrichtsstunden Marmontels beizuwohnen. Mit großem Ernst, der in selbstamem Widerspruch zu seiner Kindlichkeit stand, widmete er sich dem Studium. Die Ereignisse der Revolution 1868 führten die Familie nach Madrid. In jener Zeit gerieten die Romane von Jules Verne in seine Hände und erweckten seine Abenteuerlust. Es wird erzählt, daß der Neunjährige sich heimlich zu selbständigen Konzertreisen auf Wanderschaft begab. Ohne Wissen seiner Familie schlich er sich auf den Überseedampfer „España“ und veranstaltete an Bord Konzerte, die helle Begeisterung hervorriefen. Nach diesem System bereiste er dann weiter die Welt. In San Francisco verdiente er sich das Geld für die Rückreise nach Europa. Der Vierzehnjährige fühlte nun deutlich, daß er noch ernster Schulung bedurfte, und reiste über Liverpool und

London nach Leipzig, um am dortigen Konservatorium eifrig zu studieren. (Sein Meisterlehrer im Klavierspiel war der berühmte Mozart-Interpret Carl Reinecke.) 1875 kehrte Albéniz in die Heimat zurück. Durch eine Rente vom königlichen Hause konnte er seinen Herzenswunsch verwirklichen: er begab sich nach Weimar zu Franz Liszt. Zwei Jahre lang konnte dieser große Künstler und Mensch den unbändigen Jüngling an sich fesseln, indem er ihn abwechselnd in Weimar und in Rom unterrichtete. Im Jahre 1880 nahm Albéniz seine Konzerttätigkeit wieder auf, und sein hinreißendes Klavierspiel rief in Südamerika und Spanien wahre Stürme der Begeisterung hervor. Man verglich den Pianisten Albéniz mit Liszt und Bülow. Er spielte mit Vorliebe Werke von Bach, Schubert, Schumann und Chopin. Sein letztes öffentliches Klavierkonzert fand 1893 in Berlin statt. In jene Zeit fielen schon seine ersten kompositorischen Erfolge. Im Jahre 1893 begab sich Albéniz nach Paris, das ihm zwar keine rauschenden Erfolge, aber viel innere Beglückung schenkte. Auf diesem fruchtbaren Boden schrieb er seine musikalischen Komödien „San Antonio de la Florida“ und „Henry Clifford“ und sein dramatisches Meisterwerk „Pepita Jimenez“ (nach dem berühmten Roman von Valéra, Uraufführung 1897). Zur selben Zeit erschienen verschiedene Klavierwerke aus seiner Feder, vor allem die Rhapsodie „Catalonia“. Die Suite „Iberia“, aus zwölf Impressionen bestehend, darf wohl als das künstlerische Testament von Albéniz gelten. Sie entstand nach schwerem Krankenlager. Von Unruhe und Schmerzen gequält, schien der Meister noch intensiver an der Brücke vom erdgeborenen Triebhaften zum lichtgeborenen Geistigen zu bauen. Er spürte wiederum die Musik als Kraftquelle des Lebens, und doch vibriert unter der Oberfläche seiner Musik eine verhaltene Schwermut. In bezug auf die Suite Iberia schrieb Debussy: „Jamais la musique n'a atteint à des impressions aussi diverses, aussi colorées; les yeux se ferment comme éblouis d'avoir contemplé trop d'images.“ Außerdem entstanden in jenen Tagen des letzten Aufschwungs noch zwei seiner schönsten Klavierwerke: „Azulejos“ (von Granados vollendet) und „Navarra“.

Das Schaffen von Albéniz umfaßt gut 500 Kompositionen aller Gattungen. Viele Werke gingen durch sein unstetes Wanderleben verloren. Seine frühen Werke zeigen den Grundzug spielerischer Leichtigkeit, die späteren tragen einen mehr nervösen und melancholischen Charakter. Seine „Serenade espagnole“ ist in Millionen Exemplaren erschienen und für die verschiedensten Instrumente gesetzt worden. Durch eine Aufführung seiner Oper „Pepita Jimenez“ sollte man ihm auch in Deutschland jene Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihm gebührt. Man würde über die geistige Anmut dieses Kleinods der Musikbühne staunen.

Nach seinem Tode durfte von diesem Meister gesagt werden: „Albéniz besaß jene geheimnisvolle Stimme, die den Sterblichen nur selten zu hören vergönnt ist — jene Stimme, die von der Seele des Menschen und von der Schönheit der Erde singt.“

Die besondere Liebe und Verehrung der spanischen Nation gehört dem „Troubadour des Klaviers“: Enrique Granados. Sein Name — Granados y Campina — ist schon bedeutungsvoll für diesen Musiker, der die Schönheiten frühteschwerer Bäume — satter Felder — lachender Sonnenstrahlen — schwermütiger Abendstimmungen — dichterisch auf sich einwirken ließ und in Melodien auflöste. In seiner Musik verbindet sich glücklich die sonnige Heiterkeit Andalusiers mit der zarten Schönheit Kataloniens, und dieser Zusammenklang bildet den besonderen Reiz seiner Tonbildungen.

Nur schwer konnte sich seine Natur einer geregelten Arbeitsweise fügen; sein freier Geist lehnte sich gegen jeden methodischen Zwang auf. Was ihm aber an technischen Kenntnissen fehlte, ersetzte er durch spontane Musikalität, bezaubernd, mitreißend. Der Eigenwert von Granados' Schaffen liegt darum keineswegs in neuen technischen Errungenschaften, sondern vielmehr in der melodischen Erfindungskraft — in jener Inspiration, die von den glutvollen Adern spanischen Volkstums durchzogen ist. Temperament hieß das einzige Gesetz, dem sein Talent sich beugte. Ein deutlicher Beweis dafür sind „Dances espagnoles“, in denen sich melodischer Scharm mit traditionellem Rhythmus paart. Er besaß jene glückliche Nonchalance des Herzens, die selbst das bedeutendste Können zuweilen überflügeln kann.

Das Leben von Granados verlief in ähnlich ruhelosen Bahnen wie jenes von Albéniz. Konzertreisen in Spanien, im Ausland; inmitten dieses aufreibenden Nomadenlebens komponierte er Klavierwerke, Lieder, Opern. — Diese Opern: „Maria del Carmen“ (Madrid 1898) und „Follet“ (Barcelona 1908) brachten ihm wohl Erfolge, aber die Bühne war nicht der rechte Hintergrund für seine Begabung, die ihn auf das Gebiet der Klaviermusik hinwies. Granados war ein unvergleichlicher Interpret seiner Werke. Die Technik trat etwas zurück — sie gehorchte nur den Suggestionen seines Temperaments und seines Humors. Sein Spiel besaß den Scharm freier Improvisation.

Den schlichten „Dances espagnoles“ folgten Klavierstücke in der Manier von Goya: „Die Goyascas“. Granados hatte einen beträchtlichen Weg innerer Entwicklung zurückgelegt, ehe er dieses Meisterwerk schuf. Seine drei lektentstandenen Werke aber hoben Granados auf den Gipfel seines Schaffens. Es sind: „Dances Espagnoles“, „Goyascas“ und „Tonadillas“, die den Namen des Meisters zu musikalischer Bedeutung erhoben.

In den „Goyascas“ finden wir nicht den Goya der grauenvollen Kriegsbilder, sondern den Maler pittoresker Szenen und Porträts. Diese Serie besteht aus zwei Klavierheften und ist nicht nur ein musikalisches Abbild von Goyas Entwürfen, sondern sie fängt den Geniesfunken des Malers auf, aus dem heraus seine Schöpfungen entstanden. Die Szene von Majo und Maja dürfte in ihrem zitternden Liebespiel vielleicht die anmutigste Episode der Goyascas sein. „La Maja et le Rossignol“ (Maja und die Nachtigall) aus dem ersten Heft ist wohl das Schönste, was Granados überhaupt schrieb. Er hat hier in Tönen das ewige Schauspiel der Liebe skizziert — das warme, dunkel getönte Kolorit der spanischen Landschaft bildet den Hintergrund. Das zweite Heft der „Goyascas“ ist auf einen düsteren Ton abgestimmt. In der Ballade „E Amor y la Muerte“ siegt der Tod über die Liebe.

In „Tonadillas“ greift Granados auf die volkstümlichen Lieder mit Gitarrenbegleitung der alten Meister des 17. und 18. Jahrhunderts zurück. Augenblicksstimmungen sind hier in Musik gebannt, kurze musikalische Linien ohne Entwicklung. Ein wenig lärmende Fröhlichkeit — viel Zärtlichkeit — noch mehr Melancholie strömen aus den „Tonadillas“ in unser Herz.

Die Klavierwerke von Granados überraschen nicht durch blendende Virtuosität oder aparte Klangwirkungen. Seiner Kunst sind deshalb Grenzen gezogen: seine Musik gehört nicht in die großen Konzertsäle; dort verliert sie ihren intimen Reiz. Er schrieb sie für sich und nicht für den Beifall der Menge. Während er seine feinsinnigen Impressionen schuf, hat ihm die Liebe die Feder geführt. Jedes seiner Werke ist ein Bekenntnis, der Ausdruck einer Freude, einer Hoffnung oder eines

Schmerzes. Granados blieb bis an sein Ende der versponnene Träumer, der sich liebevoll in Erinnerungen verlor — dessen beschwingte Seele von keiner Gelehrsamkeit beschwert wurde und der unter Tränen zu lächeln wußte — wie es auch Schubert vermochte. Der spanische Dichter Ruben Dario besingt in einem Lied den unvergleichlichen Duft der Rosen in Spanien, der mit tiefer Schwermut getränkt scheint. Jener Duft weht auch durch die Schöpfungen von Granados. Vielleicht spürte er, gleich Mozart, Vorahnungen seines frühen und tragischen Todes. Nach dem Weltkriege lief das Schiff, an dessen Bord er sich auf einer Konzertreise befand, auf eine Mine und sank.

In Deutschland verbinden wir jedoch mit dem Begriff spanischer Kammer- und Klaviermusik vor allem den Namen: de Falla. Dieser Meister schuf zahlenmäßig wenig Werke, aber in strengster Selbstdisziplin bis zur letzten technischen Vollendung ausgefeilt. Dabei lassen sie keineswegs Wärme, Ursprünglichkeit und persönliche Note vermissen. Außer den formal kleinen Klavier- und Violinwerken von beständigem Klangreiz verdanken wir de Falla die "Impressions Symphoniques" für Klavier und Orchester, das dreifäßige Werk: "Nuits dans les jardins d'Espagne". Manuel de Falla hat außer dem Puppenspiel "El retablo de Maese Pedro" eine einzige Oper geschrieben: "La vida breve", die — preisgekrönt — in Madrid enthusiastisch aufgenommen wurde. Auch hier ist der Vorwurf durchaus volkstümlich.

Es mag befremden, aber es entspricht der Wahrheit, daß in keinem Lande soviel Kammermusik geschrieben und gespielt wird wie in Spanien. Interessant ist es, festzustellen, daß bereits im Jahre 1553 ein reges Interesse für Kammermusik in Spanien vorhanden war — ja, daß wohl überhaupt die ersten Anweisungen und Aufzeichnungen auf diesem Gebiete von dem Spanier Diego Ortiz stammen. Sein kleines Werk über das Streichinstrumentenspiel: "Tratado de glosas" vermittelt noch heute (in ausgezeichnete Übersetzung) jedem Kammermusiker, der sich mit der frühen Kammermusik befaßt, reiche Anregungen. Auch in neuerer Zeit sind große kammermusikalische Werte entstanden. Albéniz hat auch der Kammermusik seines Landes die Richtung gegeben. Er lehnt sich darin an Schumann an, ohne epigonenhaft zu sein. Besonders erfolgreich wurde sein prachtvolles Trio, dem man wünschen möchte, daß es auch in das deutsche Repertoire eingehen würde. Joaquín Turina bewegt sich auf der gleichen Linie wie Vincent D'Indy in seinen Quintetten und Streichquartetten, die originell und fein konstruiert sind. Conrado de Campo's Kammermusikwerke sind zum Teil unausgeglichen, aber sie sind dennoch interessante Zeugnisse eines Vollblutmusikers. Ein romantischer Zug belebt seine Symphonien und Quartette.

Den eigentlichen Siegeszug in die Welt hat die moderne spanische Musik mit ihrer konzertanten Tanzmusik angetreten, die besonders auf dem Gebiete der Ballettmusik epochemachend wirkte. Zuerst erwähne ich de Fallas "El Amor brujo", dem bald die bekannte Suite "Le Tricorne" (Der Dreispiz) folgte, die mit dem russischen Ballett in London 1919 ihre Uraufführung erlebte. Es ist eine farbensprühende Musik von echt spanischem Kolorit. Als geistreicher, südlich temperamentvoller Musiker wird auch Manén gewertet, dessen Ballettmusik "Rosario la Tirana" äußerst erfolgreich wurde.

Noch ein Wort über die Virtuosen Spaniens. Unvergessen ist García, der Meister des Belcanto, der Lehrer Stockhausens und der Marchesi. Virtuosi sind auch die Kirchenchöre, die in Paris mit größtem Erfolge konzertierten. Meist ist der spanische Musiker Autodidakt und besucht selten ein Konservatorium, es ist

bezeichnend für seine eminente Begabung. Ich möchte an den gottbegnadeten Sänger der vorigen Generation D'Andrade, den unvergleichlichen Mozartschen Don Juan, erinnern. Der Zaubergeiger Sarasate entfachte mit seinen Zigeunerweisen Begeisterungstürme in allen Erdteilen. Die Zeitgenossen, der glänzende Geiger Manén sowie die hervorragenden Cellisten Casals und Cassado, sind unseren Konzerten längst vertraut.

Wir würden zweifellos wertvolle Anregungen gewinnen, wenn wir intensiver als bisher einen Kontakt mit den Meisterwerken der spanischen Nation suchten. Das leidenschaftliche Temperament, die unbestimmte Traurigkeit der spanischen Musik würden unseren Konzertabenden fremdartige und zugleich farbige Lichter aufsetzen, und durch die Macht der Musik würden wir der spanischen Psyche näher kommen.

PAUL FECHTER

Die Stimme des Schauspielers

Immer, wenn von Josef Kainz die Rede ist, kommt das Gespräch unweigerlich auf seine Stimme, und jeder, der ihn noch erlebte, erinnert an Hofmannsthals Totenklage und versucht, das Wunder dieser funkelnden Fanfare den Nachgeborenen wenigstens zu beschreiben oder im Bemühen erinnernd reproduzierenden Tonfalls, verwandter Stimmelage aufsteigen zu lassen. Aus alten Grammophonplatten läßt man rauhe Schatten einstigen Glanzes erstehen: Freunde und Berufsgenossen von damals versuchen es mit der Imitation — und im Hintergrund bleibt schweigend das Geheimnis, das um jede Stimme eines Schauspielers ist, ihre seltsame doppelte Wirklichkeit, hinter der ihr Lehtes und Eigentliches, dem Ohre unnehmbar doppelt verborgen lautlos schwingt.

„Das sind die Gaskogner Kadetten“ — schmetternd steigt die Ballade von Hauptmann Castell Jaloux in den atemlos lauschenden Raum: wer aber hat sie je in ihrer eigentlichen Wirklichkeit vernommen? Welches ist ihre eigentliche Wirklichkeit — die, die der Zuschauer, oder die, die der Sprechende, der Schauspieler vernimmt? Da oben steht Josef Kainz und schnellst Rostands Verse in das Parkett: er hört in sich, fühlt in sich den Klang seiner Stimme, die mitschwingende Resonanz seines Schädels, seiner Brust, gibt dem dichterischen Gebilde die Klangwirklichkeit, die sein Ohr mehr von innen als von außen auffaßt. Für ihn spricht und schwingt nicht nur die Stimme, für ihn schwingt der ganze Mensch mit, geht der Klang von der Kehle nach oben, nach unten, in den Kopf, in den Leib, empfängt dort dröhnenden, murrenden, klingenden, schwebenden Widerhall. Er erfüllt den ganzen Körper, steigt aus dem ganzen Körper, wird in ihm, mit ihm, durch ihn geschaffen und vernommen — und wird ganz anders vernommen als das, was erst auf dem Weg durch den Raum zu dem lauschenden Hörer als Klang der Stimme kommt. Der empfängt mit seinem Ohr die jetzt ins Äußere hinein verwirklichte Totalität der Vorgänge, die den Schauspieler bei der jeweiligen Formung der Worte erfüllen, und empfängt damit akustisch ganz etwas anderes als das, was der Sprechende in sich hört und was er in diesem Hören als das Rechte und Richtige vernimmt.

Die innere Stimme des Schauspielers, die er mit seinem nach innen horchenden Ohre prüft und probt, verbleibt in seiner persönlichen Welt: der Aufnehmende hört ein Organ, das einen ganz anderen Klang, eine ganz andere Farbe, ja im Grunde sogar eine andere seelische Tönung hat. Was wir die Stimme von Josef Rainz nennen, das haben wir Älteren alle vernommen — nur er selber hörte sie nie. Wie die Stimme klang, die er hörte — das blieb sein Geheimnis; den Klang seiner Seele von innen vernahm er allein.

Man kann diesen Dualismus heute leicht an sich selbst erleben, wenn man die eigene objektive Stimme sich einmal auf dem Umweg über die Wachsplatte vorführen läßt. Die Erfahrung ist erschreckend: man hört einen Fremden, völlig Unbekannten sprechen, vernimmt eine Stimme, die man selbst so nie gehört hat. Selbst wenn man alle technische Unvollkommenheit, alle Umsehung durch den Apparat in die Rechnung stellt, selbst wenn die Aufnahme nach dem Urteil aller Mithörenden hervorragend ist — die Stimme, die da aufgenommen wurde, ist nicht die, die einem selbst gehört, die man selbst vernimmt: es ist bestenfalls die, die der andere, der Partner gewöhnt ist. Und diese Stimme klingt, solange nicht die Fälschung der Wiederholung, des Gewohntwerdens auch ihr gegenüber einsetzt, für ihren eigenen Träger fremd, unbekannt, es ist nicht die eigene Stimme. Der Mensch hat zwei Stimmen, eine für sich, eine für die andern. Josef Rainz ist der einzige, der Josef Rainz, die Stimme, der Hofmannsthal den großen Hymnus sang, niemals gehört hat.

Das Phänomen des Schauspiels bekommt von hier aus eine seltsame Vertiefung zum Lebensbild. Jeder der Mitspieler steht für sich als Stimme außerhalb der Welt der anderen, für die er schon Zuhörer ist, der nur die objektiven Stimmen vernimmt. Eine einheitliche klangliche Totalität der Bühne ergibt sich für keinen der Mitwirkenden, allein für den Regisseur, den Verwirklicher mit fremden Stimmen. Der Schauspieler steht für sich eigentlich außerhalb der Vorstellung, die die übrigen repräsentieren. Er erlebt sie um ein nur für ihn selber gültiges Zentrum, nämlich um seine von ihm allein von innen gehörte Stimme. Die Verwirklicher erleben niemals die Verwirklichung als Totalität: zum Ausgleich schenkt ihnen das Schicksal das Erlebnis der partiellen Verwirklichung auf einer viel höheren Ebene — eben im inneren Hören der eigenen, so nur ihnen allein vernehmbaren Stimme.

Hier wird der Unterschied sichtbar, der sich noch jenseits aller technischen Zwischenschichten rein vom Seelischen her zwischen Theater und Tonfilm ergibt. Der Tonfilm ist geschlossene Totalität, ohne alle seelischen Inseln: er verwerfet von jeder Stimmwelt nur das objektiv Wahrnehmbare, bringt das nur vom Einzelnen Vernommene, von innen Gehörte zum Schweigen. Er arbeitet mit Stimmmaterial, das, genau betrachtet, jedem von denen, die es hergaben, was ihren eigenen inneren Anteil angeht, fremd ist oder fremd sein könnte. Sieben Schauspieler, die in einem solchen Film mitspielen, verneinen je ein Siebentel des Gesamtergebnisses als im Grunde ihnen so nicht bekanntes Stimmgut. Der Tonfilm arbeitet rein mit dem von der allgemeinen Konvention als die Stimme Wegeners, Kayflers, der Frau Wessely anerkannten Klangmaterial: was Wegener, Kayfler, Frau Wessely selbst als ihre eigenen eigentlichen Stimmen hören, und was im Grunde trotz seiner Unvernehmbarkeit für andere das ist, was eine Aufführung, eine Szene, eine Rolle von Innen trägt, das fällt für ihn fort, verstummt, weil es die Einheit des technischen Organismus, wenn man diese Formel einmal

gebrauchen darf, stören würde. Die Säuberung vom Seelischen, das für die Auf-
führung der Szene auf dem Theater in geheimnisvoller Summation der eigentliche
Träger bleibt, setzt beim Film bereits hier ein. Abseits von der Verwandlung, die
die Apparatur automatisch auch ihrerseits noch an dem vornimmt, was sie an
Klangmaterial von den einzelnen Sprechern empfängt.

Das ist nämlich das zweite Geheimnisvolle, das mit den Stimmen der Schau-
spieler geschieht, sobald sie aus dem Bereich der Bühne in den des Tonfilms ge-
raten: sie gehen durch den Filter einer Apparatur, die heute bereits so vollendet
geistvoll, abstrakte Intelligenz geworden ist, daß sie, was an lebendigem Geist und
mit ihm an Seele sie passiert, des Lebendigen entkleidet und nur die Abstraktion,
das Mechanisierbare hindurchläßt. Die technische Klangapparatur gibt rein den
Klang: alles, was nicht nur Klang ist, was den Klang mit Sinn und Geist, mit
Intensität und Leben erfüllt, bleibt in diesem raffinierten Intelligenzsieb hängen.
Sie ist wie ein Schauspieler, der von einer Rolle rein den einzelnen Wortklang
gibt und die Aufgabe, das seelisch geistige Band dazuzuliefern, dem Zuhörer über-
läßt. Sie liefert lediglich Physisches, nichts Psychisches, dies Physische allerdings
in einer so gereinigten und gesäuberten Realität, daß diese Realität zuweilen
seelische Aufschlüsse und Einblicke gewährt, die selbst den in stimmlichen Über-
raschungen erfahrenen Schauspieler erstaunen. Es ist, als ob die Tonfilmappa-
ratur mit ihrer souveränen Herrschaft über Dynamik und Höhenlage der Stimme
so etwas wie ein Ultramikroskop des Klanges geworden ist, das dem an seine
Akustik gewöhnten aufmerksamen Ohr Dinge auch des Innern verrät, die der
Stimmträger, der Sprecher, selbst noch nicht ahnt. Schauspieler, die viel mit dem
Tonfilm gearbeitet haben, wissen da erstaunliche Dinge zu erzählen. Über der Ent-
seelung durch den Apparat tut sich eine vom Wissenschaftlichen, nicht mehr vom
Leben gespeiste Beziehung zu der Substanz hinter der Stimme des Schauspielers
auf, die nun in einem neuen physikalischen Geheimnisbereich einen blassen Schatten
des Urwunders vernehmbar werden läßt, dem Leben auf dem seltsamen Schicksals-
weg der Stimmen durch den Engpaß des seelischen Ausdrucks im Klang gewisser-
maßen ein letztes Wort gestattet und ihm damit noch einmal eine Erinnerung an
seine Urwelt im Seelischen freigibt.

R u n d s c h a u

Die dritte Konfession. Wie in jedem Herbst haben wir alle auch in diesem
Jahr wieder die Haushaltslisten ausgefüllt. Name, Stand, Geburtsdatum und
-ort, Staatsangehörigkeit und Konfession stellten die üblichen Hauptfragen dar.
Hierzu wäre an sich nichts Neues zu bemerken, wenn man nicht doch einmal mit
den Gedanken bei jener nur immer zu dieser Gelegenheit deutlicher ins Bewußt-
sein tretenden „dritten Konfession“ verweilen wollte, die seit der deutschen Neu-
ordnung behördlich unter dem Begriff der Gottgläubigkeit zusammengefaßt wurde.
Wohl kaum einer, der seinen Austritt aus einer der christlichen Kirchen vollzog
oder schon von Geburt an kirchenlos war, hat sich diese Glaubensbezeichnung selbst
verliehen. Sie ist keine Begriffsbildung, die von einer freireligiösen oder anti-

christlichen Organisation getätigt wurde, sondern trägt das Signum eines obrigkeit-entstammten Zwecknamens, einer bloß markierenden, aber nicht besonders inhalts-erfüllten Bezeichnung recht deutlich an sich. Außer der Gottgläubigkeit stand den fraglichen unchristlichen Volksgenossen auch noch die Bezeichnung „Glaubenslos“ für ihr Bekenntnis frei. In ihr ist das negative Moment weit deutlicher ausgedrückt und den wirklichen seelischen Verhältnissen der meisten Christentumsgegner damit viel besser entsprochen, als mit der vorsichtigeren, einen Anschein von Positivität währenden Bezeichnung der Gottgläubigkeit. Trotzdem wird das Prädikat „Glaubenslos“ sicherlich viel weniger mutige Bekenner gefunden haben als die unverbindliche, aber besser schützende Bezeichnung „Gottgläubig“. Insbesondere kann man das große Heer der ehemaligen Freidenker, marxistischen Glaubensleugner, Monisten und theoretischen Materialisten heute eher in der dritten Konfession der Gottgläubigkeit untergekröhen finden als in der Konfessionslosigkeit der Ungläubigen schlechtthin. Die Ungläubigkeit entspricht eben mehr einer Phase in n e r h a l b eines Menschenlebens, während die Gottgläubigkeit etwas Bleibendes und Endgültiges sein kann. Etwas Bleibendes und Endgültiges, damit aber doch nichts Besseres, Tieferes, Echteres! Wie kommt denn der Mensch zu diesem bloßen Gottglauben? Von Natur, aus Blut, Boden, Heimat, natürlicher geistiger Anlage würden sicher die meisten Antworten lauten. In Wahrheit und Wirklichkeit würde die psychologische Analyse in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle aber wohl zutage fördern, daß „Gott“ in diesen Seelen doch nur der ins beinahe Inhaltlose verschwommene Schatten des traditionellen Christengottes, nicht aber eine autonome numinose Ideenschöpfung darstellt. Es ist nicht mehr Blut und mehr Echtheit, sondern weniger in diesem Gott als in dem „dreieinigen“, und zwar insofern, als er unklarer, ungreifbarer, unaussprechlicher und somit unsicherer geworden ist. Wir möchten persönlich bei niemandem garantieren müssen, wie weit seine so geartete Gottgläubigkeit über die Bezirke des staatsrechtlichen Bekenntens hinausreicht, und wie weit umgekehrt dieser geglaubte „Gott“ seinem Gläubigen auch in die Schweren und Düsternisse der Existenz und des Schicksals mitfolgt, oder ob er nicht frühe, überaus frühe seine begriffliche Inhaltsarmut auch in der Wirklichkeit bestätigt und ins völlige Nichts, in die exakte Glaubenslosigkeit ausblaßt, wofern es im Leben, wie man so sagt, einmal ernst wird. Doch dies könnte zu sehr nach priesterlichem Angstmachen aussehen und die unzähligen Gegenbeispiele derer heraufbeschwören, denen es im Leben und im Sterben auch ohne jeden Glauben und jede Gottesbeziehung recht gut und glatt ergangen ist. Interessanter an diesem Fragenkreise als seine psychologische Seite bleibt vielmehr die rein begriffliche Problematik eines angeblich ungeschichtlichen Gottesbegriffes im natürlichen Menschenbewußtsein. Wer könnte zweifeln, daß es so etwas gibt, wie einen natürlichen Gottesbegriff? Einer der Gottesbeweise basiert ja auf dem „consensus gentium“, und er ist nicht der schlechteste. Immerhin hat man aber bereits Mühe, etwa den chinesischen „Himmel“, den bloßen, räumlich unterstützten Gedanken eines „Oberen“ (der übrigens sicherlich nicht nur eine chinesische, sondern eine weit verbreitete, nur begrifflich nicht so ehrlich ausgedrückte Frühform der Gottesvorstellung ist) mit unserem entwickelten Gottesbegriff zu identifizieren. Gott braucht ein eigenes Wort, ein oberstes und entrücktes Wort, das jedem von uns, auch dem Ungläubigen, im Sprachgut mitgeschenkt und mitüberliefert wird, auf daß er sich bei Gelegenheit daran entsinne und es zum Ausdruck seines inneren Zustandes als oberstes Subjekt eines Sages, einer Bitte, eines Gebets, Dankes, Anrufs oder Imperativs benutze. Wie gewaltig aber der

Fortschritt (oder heute nun in der Problematik der christentumslosen Gottgläubigkeit der Rückschritt), wenn man es wagen kann, mit jenem fernsten, dunkelsten, abweisendsten und obersten Begriff „Gott“ den so nahen, intimen, erwärmenden und doch hoch und mächtig gebliebenen des „Vaters“ zu identifizieren, bzw. wenn man solche Identifizierung nicht mehr vollziehen möchte! Doch wir setzen vielleicht schon viel zuviel Bewußtsein dessen, was sie taten, bei den gegenwärtigen Christentumsgegnern und „Bloß-noch-Gottgläubigen“ voraus. Sie wissen und wollen wahrscheinlich vielfach gar nicht aus ihrer Gottesvorstellung den Gedanken der Güte, der umfassenden Geborgenheit und Väterlichkeit entfernt haben; sie sind gegen das Christentum, nicht weil sie seine Inhalte deutlich begriffen, sie im Einzelnen bewußt gemacht hätten und danach ablehnten, sondern . . . ja nun, sondern weil man eben gerne gegen etwas ist, weil man „Religion und Kirchen nicht mag“, weil Priester und Pfaffen und Kirchengehen und was eben sonst noch Christentum ist, einem zuwider ist, mit einem Worte, weil man mit seinen Entschlüssen und Entscheidungen nicht, wie man angab, auf eigenen hellen Überlegungen, sondern auf gemeinschaftlichen dunklen Gefühlen basierte und in diesen nun verharren will, so wie die Armut und Dürftigkeit nun einmal überall im Leben gerade dann, wenn ihr die Verbesserung ihrer Umstände angeboten wird, einen eigensinnigen Stolz besitzt und, wie man heute wohl nur sagen kann, in Gottes Namen behalten möge.

Das Schwert Italiens. Giuseppe Garibaldi wäre, auch abgesehen von seinen Taten für sein Volk und Land, eine der bemerkenswertesten Erscheinungen der Menschengeschichte. Denn in ihm vereinigten sich nach einem geheimen Gesetze Kräfte und Eigenschaften, die wie ein Magnet die Eisenteile besonderer Schicksale und Abenteuer auf diesen unter besonderem Gesetz geborenen Mann zogen. In diesem Sinne ist schon die Tatsache symbolisch, daß das am 22. Juli 1807 in Nizza geborene Kind im gleichen Hause und im gleichen Zimmer den ersten Atemzug tat, in dem Napoleons berühmter Marschall Masséna geboren war. Der junge Garibaldi ging zur See. Fern von der Heimat, in Taganrog, wurde er durch einen Landsmann für die große Bewegung zur Befreiung und Einigung Italiens gewonnen und bald darauf in Marseille durch Mazzini selber auf seine Sache vereidigt. Ungebrochen in seiner Zuversicht erlebte Garibaldi die vielen vergeblichen Versuche und Fehlschläge der Befreiungsbewegung, in den Jahren des Wartens verstrickte das Gesetz seines Wesens den zum Tode Verurteilten in Abenteuer gefährlichster Art als Agenten Mazzinis in Südamerika, die alle vom Schicksal nur dazu bestimmt schienen, diesen Mann aus Stahl noch härter zu schmieden. Er ging durch Schiffbruch, Kaperkrieg, Folter, findet drüben seine Lebensgefährtin und kehrt 1848 in die Heimat zurück. Er erlebte dann in vorderster Linie die Kämpfe um sein Italien, dessen Streiter er durch die bestrickende Liebenswürdigkeit seines Wesens und seine lodernde Energie hinriß, ohne daß ihm später Enttäuschungen erspart blieben. Er siegt, wird in die allgemeine Niederlage verstrickt, erneut verbannt, zurückgerufen und steht immer da, wo der Kampf am härtesten tobt. Dem Ehrennamen „Das Schwert Italiens“ trug er mit vollem Rechte, und mit dem gleichen Rechte findet man noch heute überall in italienischen Häusern und Hütten das Bildnis seines gewaltigen Kopfes. Sein Leben ist stark und breit wie ein Roman, ihn hat jetzt mit schöner Wärme für den handelnden Helden Friedrich Freksa in seinem Buche „Garibaldi, das Schwert Italiens“ (Berlin, Kyffhäuser-Verlag. RM 3,80) dargestellt. Für die Freiheit Italiens und seines Volkes war

er angetreten, und der Begriff der Freiheit blieb für alle Zeiten Leitstern seines Handelns. In einer entscheidenden Stunde für Garibaldi hatte ihm Emile Barrault, der Führer der verbannten französischen Saint-Simonisten, in Konstantinopel gesagt: „Die Völker sollen frei sein. Greifen Sie im Namen Ihres Volkes ein anderes Volk an und errichten Sie über dieses eine Tyrannei, dann sind Sie ein Kämpfer für eine schlechte Sache. Wenn Sie vollkommen sein wollen im Sinne des Grafen Saint-Simon, dann muß Ihr Herz schlagen für alle Völker, die unterjocht sind oder von Tyrannen mißhandelt werden . . . Sie sind ein Held der menschlichen Freiheit, wenn Sie Ihr Leben in die Schanze schlagen für irgendein ungerecht unterjochtes Volk.“ In einer letzten Gewissenserforschung schrieb Garibaldi, das Schwert des damaligen Italien, an seinem 65. Geburtstag eine Vorrede zu seinen Lebenserinnerungen, die den ganzen Menschen charakterisiert: „Mein Leben ist ein stürmisches, aus Gutem und Bösem zusammengesetzt, wie bei der Mehrzahl der Menschen. Ich lebe im Bewußtsein, für mich und für meinesgleichen stets das Gute erstrebt zu haben. Und habe ich zuweilen Böses getan, so tat ich es sicher nicht freiwillig. — Ich bin ein Feind der Gewaltherrschaft und der Lüge in der festen Überzeugung, daß in ihnen die Hauptursache des Übels und der Verderbnis des menschlichen Geschlechtes liegt . . .“ Nach diesem erhabenen Grundsatz hat Garibaldi sein heroisches Leben vollendet.

Die kleine Form. Deutschland hat zu allen Zeiten Autoren gehabt, freilich waren sie zu keiner Zeit zahlreich, welche im kleinen, knappen Prosastück von prägnanter Wortwahl auf engstem Raume in einer stillen Ecke der Zeitung oder auch in kleinen Sammelbänden dem Leser dank ihres sehr persönlichen Erlebens und Meinens direkt zu Herzen sprachen. Die Gabe, mit wenig Worten viel anzudeuten, mittels des Hinweises auf irgendeinen Punkt in der Welt zugleich die Perspektive ins Weltall selbst den weniger zur Beobachtung des Daseins und zu seinem Überdenken Befähigten doch zu zeigen, ist nicht erst durch das Feuilleton der Tageszeitungen, wie man gemeinhin annimmt, geboren worden. Das sogenannte feuilletonistische Sehen, Beschreiben und Mitfühlenlassen ist älter als der rez de chaussée des Abbé Geoffroy aus dem „Journal des Débats“ vom Jahre 1800. Alle Sittenprediger des späten Mittelalters, jeder Verfasser eines Narrenbüchleins von Jörg Wickram bis zu Abraham a Santa Clara arbeiteten in ihren Ständesatiren, die wiederum auf die Schwank- und Facettenbücher zurückgehen mit den gleichen Mitteln und Tendenzen des modernen Feuilletonisten: an der Einzelersehung die Kausaltotalität verblüffend zu demonstrieren. Zu den außerhalb seiner festen Lesergemeinde zu Unrecht vergessenen Meistern der kleinen Form, in der sich Philosophie und Humor kavaliermäßig und auf elegante Art die Hand reichen, gehört der Deutsche Victor Auburtin. Vor zwölf Jahren starb er und ließ sechs schmale Feuilletonbändchen zurück, die seit nahezu zehn Jahren vergriffen sind. Der seit Jahren um die Wahrung des Nachlasses Victor Auburtins bemühte zeitungswissenschaftliche Feuilletonsammler und -forscher Wilmo nt Haacke, welcher mit den beiden Anthologien kleiner Prosa „Die Lustschaukel“ und „Das Ringelspiel“ einen Querschnitt des deutschen Qualitätsfeuilletons der Gegenwart schuf, um damit Materialgrundlagen auch für den notwendigen Abwehrkampf gegen die schlechte, massenhaft produzierte und konsumierte Zeitungskurzgeschichte zu geben, hat aus Auburtins verschollenen Feuilletons unter dem Titel „Einer bläst die Hirtenflöte“ (Berlin 1940, Hans von Hugo. RM 5, —) mit, wie Professor Dovifat urteilt, „vorsichtigen und kundigen Händen das Schönste zusammengestellt“.

Auburtins zarte Liebe zu den kleinen Dingen, seine poetenhafte Aufmerksamkeit für das Unbeachtete wird aus der Auswahl abermals sichtbar, ja sie bezeugt geradezu Konrad Burdachs feines Wort, das Haacke seinem beigegebenen Porträt „Victor Auburtin und die kleine Form“ als Plädoyer für die oft verkannte, oft beschimpfte Gattung des literarisch und journalistisch wertvollen Feuilletons vorangestellt hat: „... wir hatten und haben noch heute in den Reihen der deutschen Journalisten Schriftsteller ersten Ranges, Meister der deutschen Sprache.“ Wenn der Nachwuchs Autoren wie Ferdinand Kürnberger und Victor Auburtin wieder lesen würde, um sich an ihnen zu schulen, brauchten wir uns um Höhe und Tiefe des künftigen deutschen Feuilletons nicht zu sorgen.

Krieg, Handel und Piraterie. Die unlösbare, von Mephisto im 2. Teil des Faust festgestellte Dreieinigkeit trat in ihrer unangenehmsten Form in der Seeräuberei im Mittelmeer zutage. Die Beschäftigung mit ihr, die heute wieder eine ungewollte Aktualität bekommen hat, schlägt eines der dunkelsten Kapitel der fehlenden europäischen Solidarität auf. Nur wenige Menschen geben sich davon Rechenschaft, daß nur 110 Jahre vergangen sind, seit die Herrschaft der Seeräuberstaaten an der afrikanischen Mittelmeerküste ihr gewaltsames Ende fand durch die Eroberung Algiers. Aber damit wurden die Leiden der Europäer, die durch die Piraten in die Sklaverei geschleppt waren, noch nicht behoben. Noch 1850 sammelte man in deutschen Kirchen für Lösegelder, um diese Unseligen zu befreien. Die Zahl europäischer Männer und Frauen, wobei den Frauen das fürchterlichere Schicksal blühte, die in die Sklaverei der Seeräuber gerieten und nach Afrika und dem Orient verkauft wurden, geht in die Hunderttausende. Nur ein kleiner Bruchteil erhielt die Freiheit zurück, die überwiegende Mehrzahl ging in dem elenden Leben zugrunde. Die furchtbaren Zustände waren nur dadurch möglich, daß die großen europäischen Mächte England, Frankreich, Spanien und die italienischen Republiken aus gegenseitiger Eifersucht sich niemals zu einem einheitlichen Handeln, auch nicht im Namen des Christentums, gegen die islamischen und heidnischen Piraten entschließen konnten, sondern sie offen oder heimlich bei kriegerischen Zusammenstößen mit Europa unterstützten, um einer andern europäischen Macht zu schaden. Die europäische Erbärmlichkeit ging so weit, daß viele christliche Renegaten Dienst gegen Europa taten und in bedeutende Führerstellen in türkischen Diensten und in denen der Piraten an der Nordküste Afrikas aufrückten. Dieses schmachliche Kapitel der Weltgeschichte entbehrt nicht einer dunklen Größe, denn auf beiden Seiten kämpften Männer von hoher militärischer Befähigung, wie Kaiser Karl V., Andrea Doria, Don Juan d'Austria, englische und französische Admirale auf der einen, Chaireddin Barbarossa und Horouk, Dragut und Eubj-Ali auf der andern Seite. Aber die militärischen und seemännischen Taten wurden überschattet von der beispiellosen Grausamkeit auf beiden Seiten, wobei die Anwendung von Repressalien wie immer in der Weltgeschichte ihre verhängnisvolle Rolle spielte. Zeitweise war das Mittelmeer völlig unter der Gewalt der Seeräuber, die den christlichen Heeren, so dem von Karl V. persönlich befehligten und den europäischen Flotten empfindliche Niederlagen beibrachten. Einzig der Malteser-Orden bewährte sich in allen Kämpfen. Die innereuropäischen Beziehungen waren durch eine widerliche Heuchelei überschattet, und kein Staat, auch nicht der Kirchenstaat, spielte eine eindeutige Rolle, aber an großen Vorkäbeln, mit denen man sein Tun beschönigte, hat es auch damals nicht gefehlt. Diese Geschichte menschlicher Unzulänglichkeit und Grausamkeit, die für alle politischen

Zusammenhänge auch der Gegenwart und für den Begriff der politischen Moral überhaupt lehrreich ist, hat Otto Eck in seinem Buche „Seeräuberei im Mittelmeer“ (München, R. Oldenbourg. 2 Abb., 4 Tafeln. RM 7,50) mit gründlichster Kenntnis und in eindringlicher Form dargestellt, ein nachdenkliches Buch, das man mit größtem Nutzen an Erkenntnis liest. „Krieg, Handel und Piraterie, Dreieinig sind sie, nicht zu trennen.“

Der Kinderlose hat die meisten Kinder. Dieses schöne Wort, das Marie v. Ebner-Eschenbach in wehnütiger Resignation von sich selber sagte, kann mit Fug und Recht auf den großen deutschen Erzieher Friedrich Fröbel angewandt werden, dessen zu gedenken die 100. Wiederkehr des Tages mahnt, an dem 1840 der Allgemeine Deutsche Kindergarten gegründet wurde. Fröbels Werk ist in Grundgedanken auch heute noch lebendig. Er unternahm in einer Zeit, die trotz Pestalozzi noch wenig Verständnis für die entscheidenden Gedankengänge hatte, den Versuch, das gesamte Leben zu erneuern vom Kinde her und durch eine Erneuerung dieser künftig tragenden Schicht eine Umformung des gesamten Volkes zu bewirken. Die Menschenseele soll sich im Spiel, das verständnisvoll den frühen Kindheitsjahren angepasst wird, voll entwickeln. Das hohe Ethos, das ihn auszeichnete, erhebt ihn in den Rang der bedeutenden Gestalten unseres Volkes. Er war sich stets bewußt, daß einer mit Erfolg nur lehren und wirken kann, der keinen Augenblick die schwere Verpflichtung vergißt, als Erzieher stets ein unantastbares Beispiel vorzuleben. Aus seinen Schriften und seinem Briefwechsel lassen sich leicht zuverlässige Wegbegleiter für Tag und Zeit ausziehen. Die deutsche Erziehererschaft erfüllt eine dringliche Pflicht, wenn sie sich an dem Menschen, Denker und Erzieher Fröbel ausrichtet, weil er nicht die passive Hinnahme des Gehalts der Welt, sondern die tätige Erwerbung unter voller sittlicher Verantwortung lehrt. Die Rechte der Eltern werden von ihm voll gewahrt. Aus seinen Briefen und Schriften stellte *Gabriele Palm* ein Lebensbild zusammen, „Friedrich Fröbel“ (Leipzig, B. G. Teubner. RM 5, —), in dem Fröbel in Selbstzeugnissen zu uns spricht. Eine bedeutsame Ergänzung hierzu bildet das Buch „Friedrich Fröbels Briefwechsel mit Kindern“ (Berlin, Alfred Meißner. RM 5,80), den *Erika Hoffmann* zusammenstellte. Die Kindlein kamen zu ihm voll Vertrauen, weil dieser Mann, dem das Glück eigener Nachkommenschaft versagt war, sie mit der Liebe und dem Verständnis eines echten Vaters — vielleicht der schwersten Berufung — umfing.

Kennen Sie Tante Constanze? Kennen Sie den Kater Jakob? Kennen Sie den unausflehtlichen Paul Köbel, den Schimmel ohne Kopf, die aus Menschenliebe gereitete Fliege? Wenn nicht, so wissen Sie noch nicht genug von einem der begabtesten deutschen Essayisten, der nebenbei ein Dichter und Dramatiker ist, und berauben sich selber der schönen Möglichkeit, in den schweren Tagen unserer Zeit Ihrem Herzen „*E r g o e k l i c h e s*“ zu bereiten. Eine ganze Reihe seiner schriftstellerischen Arbeiten hat *Wolfgang Goeß* unter diesem neuen Titel jetzt erscheinen lassen (Berlin, Frundsberg-Verlag. RM 4,80) und erledigt im praktischen Beispiel wiederum einmal das Vorurteil gegen solche Sammelbände. Es ist die hübsche Ernte einer Reihe von Schaffensjahren, die sich hier darbietet, und ihr Verfasser, einer der ganz wenigen Deutschen, die noch Briefe schreiben können und diesen Austausch als eine Kunst handhaben, zeigt sich in ihr von allen Seiten seiner reichen Begabung. Neben schlechthin Lustigem und angenehmer Kurzweil

siehen sehr nachdenkliche Dinge, denn Goetz weiß sehr wohl um die unheimliche Doppelbödigkeit unseres Daseins. Es sind Phantasie- und Nachtstücke darunter, nicht nach Callots Manier, sondern original Goetzigisch. Manchmal denkt man, E. Th. A. Hoffmann hätte den Genuß von Burgunder und Champagner vorm Schreiben mit einigen Schnäpsen durchgenäht, aber durch alles hindurch klingt die Melodie eines spröden Hingegebenseins an die großen Dinge.

GOTTFRIED KÖLWEL

Das andere Ufer

Erzählung

Blau lag der See unter dem fast wolkenlosen Himmel, die Luft rührte sich kaum, keine Welle wagte die weite Stille der Wasser zu stören. Wie im Glanz erstarrt, stand das besonnte Schilf am Ufer. Die Kronen der Bäume ruhten regungslos im brauenden Raum. Manchmal, wenn eine Libelle aufflog, sich höher schwang, sich senkte und wieder nach oben flog, schien es, als zitterte die Luft hinter ihrem lautlosen Flug. So empfindsam war alles, als horchte die Natur auf sich selbst. Ob sich nicht da oder dort, aus der Tiefe oder Höhe, eine Stimme oder auch nur ein Ton ablöste in diese fast fühlbar dichte, schwüle sommerliche Luft. Die Hügel lagen da mit lauerndem Rücken, selbst die dahinter angehäuften Berge hielten ihr riesiges Ohr gespannt.

Auch Konrad horchte in diese Stille hinein. Er saß im Gras, auf einer kleinen Anhöhe, die Füße etwas aufgezogen, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht manchmal in den Händen. Als ob er sich gewaltsam halten müßte, als ob er müde wäre in all der drückenden Hitze. Er schien alles schweigsam zu betrachten und sah kaum etwas deutlich vor sich: nicht die blendenden Wasser, nicht den blauen Himmel, nicht die Hügel und fernen Berge. Auch wenn einmal ein Schmetterling dicht an ihm vorüberflog oder eine Biene ihn umkreiste, achtete er nicht darauf. Er sah kaum seinen eigenen Schatten, obgleich er dicht vor ihm durch das Gras wuchs. Nur die Sonne, die hinter ihm stand, fühlte er lastend auf seinem Rücken.

Wie war das, wenn er damals, in der ersten Zeit seiner Ehe hierherkam! Wie eine neue Welt erschien ihm stets alles, er freute sich an allen großen und kleinen Dingen; der weite Himmel über ihm, das niedrigste Gräslein unter ihm wurden ihm zum Spiegel für seine freudige Welt.

Wie müde war er seitdem geworden. Er hatte zwar gehofft, hier an diesen Ufern wieder die alte Beglückung zu finden, aber es war nichts mehr da von dem, was er suchte. War nun die lange Zeit schuld, die er mit Anna verlebte, all die nebensächlichen Begebenheiten und Meinungen, die der Alltag mit sich brachte, all die kleinen und kleinsten Zwistigkeiten, die immer wieder von neuem aufstanden. Oft befand sich Konrad in einem Zustand der Gereiztheit, als wäre etwas krank geworden in seinen Gefühlen. Er wußte es selbst nicht recht, was eigentlich die Ursache war zu seiner oft gleichgültigen und manchmal sogar feindlichen Stimmung gegen Anna. Als ob es nicht möglich wäre, daß das Glück bei

zwei Menschen verweile, so kam es ihm vor. Oder war Anna schuld an diesem Zustand? War ihre Liebe nicht mehr so innig und ausschließlich wie einst? Hatte sie jenes traumhafte Leben zerstört, das sie miteinander verbunden hatte?

Da sah sie nun, etwas von ihm entfernt, gleichfalls im Gras, derselbe Mensch, mit dem er durch Jahre hindurch aufs innigste vertraut und verbunden gewesen war; ja, Anna sah da wie jemand, der alles Gewesene vergessen hat, fast wie eine Fremde. Heimlich sah Konrad nach ihr aus. Ihr Gesicht war gesenkt, der Mund geschlossen. Es kam ihm vor, als wären ihre Wangen schmaler, die Nase dünner geworden; die Stirn schien manchmal zu zucken. Anna griff nach einem vor ihr stehenden Blumenhalm, riß ihn ab und drehte ihn zwischen den Fingern. Dann begann sie, die Blüte am oberen Ende zu zerpfücken; ein Blättchen nach dem andern rieß sie ab und zerknüllte es. Dabei sprach sie kein Wort mit Konrad.

Eine Stimmung machte sich breit, als ob sich etwas lösen wollte, als ob sich in dieser Schwüle etwas zu einer geradezu unheimlichen Reise verdichtete. Konrad sah bald in die brauende Weite, bald in die klare Nähe und blickte immer wieder auf Anna. Da erschrak er plötzlich. Jrgendwo in der Nähe hatte er einen jähen Fall gehört. Jrgend etwas mußte auf den Boden geklatscht sein. Konrad schaute ringsumher und sah, unweit von sich, einen Apfel liegen, der sich vom Baum gelöst hatte. Er reckte sich, machte einige Schritte und griff nach der abgefallenen Frucht. Halb gelblich, halb grün lag sie in seiner Hand. Auf der gelben Seite sah Konrad ein Wurmloch. Es war schwarz, ein morscher Ring lief um die dunkle Öffnung. Konrad roch daran. Ein säuerlicher, fast bitterer Geschmack schien von der Frucht auszuströmen. Mehrmals drehte Konrad den Apfel in seiner Hand. Immer wieder kam das Wurmloch in Sicht. Plötzlich hob Konrad den Arm und warf den Apfel fort, weit fort. Eine Weile sah er ihn noch im Gras rollen, dann war der Apfel verschwunden.

Zur selben Stunde kam ein anderer Sommergast des Weges. Er hatte gesehen, wie Konrad den Apfel von sich geworfen und sich wieder, im deutlichen Abstand, in die Nähe Annas gesetzt hatte. „Damit also vertreiben Sie sich die Zeit“, sagte Andreas Berger zu Konrad. Er wollte schon sagen, wie man in der Nähe einer so schönen Frau keine süßere Kurzweil zu pflegen wisse, aber er hielt die Worte zurück, da er erkannte, daß Anna schon durch seine bloße Ankunft verlegen war und leicht erröthete. Andreas Berger war erst vor einer Woche hierhergekommen, aber da er im selben Gasthaus wohnte wie Konrad und Anna und sie meist zusammen an einem Tisch aßen, war es für Andreas kein Geheimnis geblieben, daß zwischen den beiden jungen Eheleuten nicht mehr alles stimmte. Aus Gesten, aus kleinen Worten, aus Blicken und Begegnungen hatte er das rasch erkannt. Freilich ließ er sich davon nicht mehr merken, als daß er besonders höflich und zuvorkommend gegen Anna war. Er fühlte sehr bald, wie wohl ihr das tat; lieben doch die meisten Frauen nichts mehr als innig verehrt zu sein, ist doch ihre Zartheit so empfindsam wie der Staub auf den Flügeln der Schmetterlinge. Andreas gutes, fast immer heiteres Aussehen mochte wohl auch dazu beitragen, daß Anna sich bisweilen mehr mit ihm unterhielt als mit ihrem Mann und es nicht ungern sah, wenn Andreas sie auf ihren Spaziergängen und Ausflügen begleitete. So war er auch heute wieder herausgekommen an das Ufer des Sees; hatte man doch schon beim Frühstück von einer Kahnfahrt gesprochen, hatte ihn Anna doch mit einem Blick geradezu aufgefordert, bestimmt nachzukommen. So war bereits jene heimliche Brücke zwischen ihnen geschlagen, auf der zwei Menschen die ersten Schritte zu neuen Ufern wagen.

„Was für ein herrlicher Tag das heute ist“, sagte Andreas Berger. „Ich dachte schon, Sie beide weit draußen auf dem See suchen zu müssen.“

Merkwürdig kam es ihm vor, daß er nicht gleich Antwort erhielt. Konrad tat überhaupt, als hätte er die Rede überhört, und schaute noch immer versonnen vor sich hin.

Da sagte Anna: „Konrad hat heute keine Lust zum Kahnfahren.“

Nach diesen Worten entstand eine Pause, in der zuerst Andreas auf Konrad und dann Konrad auf Andreas blickte.

„Mein“, warf Konrad ein, „ich habe wirklich keine Lust in dieser Schwüle.“

Fast etwas Mürrisches lag in seiner Stimme.

Oben leuchtete der wolkenlose Himmel, der See glänzte, ein Vogel schwang sich schaukelnd über den Ufern. Es war wirklich zu schön heute, als daß man eine auch nur leicht beschattete Stimmung aufkommen lassen konnte. Deshalb sagte Andreas, als wäre gar nichts geschehen:

„Darf ich Ihrer Frau die Freude machen, sie hinauszurudern?“

Konrad schwieg, dann erwiderte er: „Meinetwegen.“ Er sagte es mit einer völlig gleichgültigen Stimme.

Wieder tat Andreas, als hätte er diesen Ton nicht gehört und geleitete Anna, die weder auf Konrad noch auf Andreas blickte, sondern nur schweigend vor sich hinsah, über die Anhöhe hinab.

Im leichten Abstand gingen die beiden nebeneinander. Konrad schaute ihnen nach. Wie merkwürdig stockend Anna dahinging. Als fühlte sie den Blick ihres Mannes auf ihrem Rücken. Aber sie ging, ohne umzusehen, an Andreas Seite dem Ufer zu. Auch während Andreas den Kahn von der Kette löste, wandte sie keinen Blick gegen die Anhöhe zurück. Sie wartete nur auf den Augenblick, da sie einsteigen konnte.

Konrad bemerkte, wie sie die Kleider raffte, den Fuß hob und in den Kahn trat, während Andreas den Bootsrand festzuhalten suchte. Wie oft hatte dieser Schritt Konrads Augen früher bezaubert, jetzt rührte er ihn kaum; auch ihre zarte, schöne Gestalt konnte ihn nicht mehr bewegen. Es war ihm zumute, als müßte sich nun auch in ihm etwas lösen wie eben vorher der Apfel vom Baum.

Er sah, wie der Kahn vom Ufer abstieß, wie sich das trennende Wasser zwischen das feste Land und das Schifflein drängte. Immer weiter trieb das Boot vom Ufer ab. Hinter ihm zitterten die Wasser, eine silberne Furche, fieberig erregt, blieb zurück. Der Kahn selber aber wurde immer kleiner, je weiter er hinausfuhr, und die beiden Gestalten darin waren bald kaum mehr zu unterscheiden.

Konrad erhob sich. Allein stand er auf der Anhöhe. „Es muß wohl sein“, sprach er zu sich selber. „Wir müssen uns trennen!“ Er wußte dies so sicher jetzt, daß er sich entschloß, sobald wie möglich von hier wegzufahren und Anna allein zurückzulassen. Er schritt die Anhöhe hinauf, dem Gasthaus zu, um in seinem Zimmer schon jetzt die Koffer zu packen.

Indessen schien draußen auf dem weiten See das Wasser um die Bootswand immer silberner, leuchtender aufzubrechen. Anna mußte oft die Augen von diesem Glanz wenden, um nicht geblendet zu werden. Das hügelige Ufer mit seinen Bäumen und Häusern war bereits ganz in die Ferne gerückt. Nur die helle Wasserfläche beherrschte das Auge.

„Wir haben Glück mit unserer Fahrt“, sagte Andreas, während er die Ruder aus der Hand gleiten und neben dem Bootsrand durch die Wasser schleifen ließ. Kaum bewegt, trieb der Kahn auf dem See dahin.

„Wirklich schön ist es heute“, erwiderte Anna. Sie blickte über die Wasser hin, dann auf den Grund hinab, wo sich das Blau des Himmels spiegelte. „Der See soll sehr tief sein“, fuhr sie fort, nachdem sie eine Weile vor sich hingesehen hatte. „Man sagt drüben im Dorf, daß man an manchen Stellen seinen Grund noch nie erreicht hat.“

„Ich habe auch schon davon gehört“, sprach Andreas. „Vielleicht gleitet unser Kahn eben jetzt über eine solche Stelle hinweg.“

Anna hielt die Augen unverwandt gegen das Wasser gerichtet.

„Sie fürchten sich wohl gar?“ lachte Andreas.

Das Lächeln Annas hatte plötzlich etwas Verlegenes:

„Wie sollte ich mich denn fürchten?“

Andreas griff nach beiden Rudern, zog sie weit aus und tauchte sie tief in die Flut. Fest und jäh schoß der Kahn dahin.

„Ob Sie sich wohl immer meinen Rudern anvertrauen würden?“ fragte er.

Die Blicke der beiden ruhten eine Weile ineinander. Man hörte das Wasser am Bootsrand rauschen.

Während Andreas und Anna sich so ansahen, ließ er die Ruder abermals aus der Hand gleiten. Bald schien das Boot über den Wassern wieder stillzustehen. Kaum, daß sich die Wellen noch unter dem Bug hervorstreckten; als ob jetzt nicht einmal sie die Stille stören dürften, die sich um Anna und Andreas bildete. Es war jene Stille, die sich spannt wie eine Membrane, um die kleinste Schwingung des Herzens vernehmbar zu machen. In dieser Stille hört jedes den eigenen Blutschlag und ist dabei innerlich so erregt, als hörte es den des andern. So aber wird diese Stille oft so laut, daß sie das Ohr der Liebenden für jeden anderen Ton taub macht. Es ist, als stände in solchen Stunden die Welt selber still, als gäbe es nichts, was vorher war und nachher sein wird.

Also merkten Andreas und Anna auch nicht, daß sich hinter ihnen, im Westen, große, dichte Wolken aus dem Horizont heraufschoben. Über ihnen selbst stand ja die Sonne und verdichtete die Flut des Tages nur immer mehr. Aber auch, als die beiden nach einiger Zeit das inzwischen höher gedunsene Gewölk bemerkten, dachten sie sich nichts dabei. Es war weit weg, was sollte ihnen dieses Gewölk bedeuten? Ringsum war das Wasser noch immer gleich blau, und die Wellen blühten.

„Es wird sicher kein Gewitter geben“, sagte Andreas, als Anna, scheinbar zufällig, wieder einmal nach dem Gewölk ausgesehen hatte.

„Gut sieht es allerdings nicht aus“, meinte sie. Trotzdem klang ihre Stimme sehr unbekümmert.

„Was wäre auch schon daran gelegen“, sprach Andreas, „wenn wirklich ein Gewitter käme. Ich würde Sie durch jeden Sturm rudern und sicher ans Ufer bringen.“

Annas Blicke hingen wieder in den feinen. Er griff nach ihrer Hand. Sie ließ es geschehen, daß er sie immer mehr an sich zog. Plötzlich neigte er sich über ihre Hand und küßte sie lange.

Das Wasser rings um das Boot wurde leicht unruhig. Es waren ganz kleine Wellen, die sich auf der bisher so glatten Seefläche zeigten; als fröre es den See trotz der Schwüle, die über ihm lag; dabei wurde das Wasser dunkler, der Glanz schien zu erlöschen. Man spürte auch bereits einen leichten Wind.

Während das Schiffelein jedoch unverändert ruhig dahintrieb, wurden die hinter den Hügeln liegenden Berge auffallend sichtbar. Die Konturen der einzelnen Rücken und Gipfel traten scharf hervor. Dunkelblaue, bisweilen tief violette

Schatten ruhten auf ihnen. Das Wasser bekam, als die Sonne hinter einzelnen Wolken verschwand, eine tintenartige Farbe. Auch wurde der Wind jetzt spürbarer, die Wellen schlugen höher. Auf ihren Kämmen kräuselte ein weißer Schaum.

Die Gewitternähe war nicht mehr wegzuleugnen. Doch was lag daran! Andreas lachte. Seine gewohnte Heiterkeit schien unter nichts zu leiden. Er kannte ja den See nicht, er wußte nichts von seinen Tüfen und jähen Umschlägen. So wie er dann und wann von seinen Untiefen gehört hatte, hatte er wohl gelegentlich auch von seinen Stürmen gehört. Tiefer berührt hatten ihn all diese Reden nie. Er selbst hatte es ja noch nie erlebt, wie die leuchtende, glänzende Fläche sich zum schwarzen Unheil verwandeln konnte, wie die Wasser aus der Tiefe heraufdrängten und gierig nach allem auslangten, was sich noch auf der Oberfläche bewegte. Nein, dies alles dünkte ihm nicht so gefährlich, wie es manche schilderten. Wozu hatte man denn einen festen Kahn, wozu hatte man die Ruder? Warum sollte man nicht auch über den Sturm hinweg ans Ufer kommen? Heute hatte er schon gar keine Angst, in Annas Nähe. Was ging ihn da schon der windbewegte See an! Es machte ihm fast Lust, fest mit den Rudern einzugreifen und Anna zeigen zu können, wie kräftig und unerschrocken er sei.

„Auch wenn der stärkste Sturm käme“, sagte er zu Anna, die durch seine Unbekümmertheit von gleichen Gefühlen bewegt wurde, „es kann uns nichts machen. Wir haben die Mitte des Sees längst hinter uns. Das andere Ufer ist nicht fern.“

Ihm schien es geradezu erwünscht zu sein, wenn er mit Anna nicht so rasch in das Dorf zurückkehren und am andern Ufer mit ihr bleiben mußte.

Aber er hatte die Worte kaum gesprochen, da fuhr ein jäher Windstoß über den See. Er war so unerwartet heftig, daß Andreas und Anna, die eben noch voll Zuversicht und ungetrübter Heiterkeit gewesen waren, mit einem Male verstummten. Wie wenn jemand plötzlich zugeschlagen hätte, so erschrocken waren sie. Dieser jähe und unvorhergesehene Schrecken aber wurde um so nachhaltiger, als dem ersten Sturmstoß nur immer neue Stöße folgten und es aus allen Richtungen zu heulen und zu toben anfang. Die Wellen sprangen wie leibhaftige Unholde, mit drohenden Rücken und schwankenden Bäuchen, über den Kahn und füllten ihn mehr und mehr mit Wasser.

Wo waren jetzt die Worte, die man kurz vorher noch so gelassen ausgesprochen hatte? Vom Mund hatte der Sturm sie weggerissen und ließ sie nicht mehr zum Tönen kommen. Keines konnte sich mit dem andern verständigen. Es trieb den Kahn aus seiner Richtung zum andern Ufer immer mehr ab. Wenn Andreas auch noch so gewaltsam ruderte, das Schifflein ließ sich in keine feste Bahn mehr zwingen. Es schwankte um sich selbst, es stieg bald vorne, bald hinten empor, um auf der gegenüberliegenden Seite scheinbar auf den Grund des Wassers hinabzustossen.

Da es zudem heftig zu blitzen und zu donnern anfang und der Regen in Strömen aus den Wolken fiel, schien die Welt ringsum zugemacht zu sein. Weder Andreas noch Anna konnten das scheinbar so nahe gewesene andere Ufer erspähen. Es kam ihnen vor, als hätte der Sturm sie zurückgetrieben in die gefährliche Seemitte. Freilich gab Andreas den Kampf mit den ausgewühlten Wassern nicht auf. Wenn er auch kein Ziel mehr sah, er ruderte doch unaufhörlich. Die Hände schmerzten ihn. Schließlich spürte er einen ruckhaften Schlag. Gleich merkte er gar nicht, was geschehen war. Doch als er erkannte, daß ihm der Sturm die Ruder aus der Hand geschlagen, sie aus den Eisenangeln gehoben und fortgerissen hatte, brach alle Hoffnung zusammen. Denn jetzt war man dem Unwetter hilflos preisgegeben.

Jeden Augenblick konnte der Sturm das Boot umwerfen und sie beide auf dem Grund des Sees begraben. —

Konrad hatte inzwischen seine Koffer gepackt. Dabei hatte er, von der Straße herauf, Stimmen gehört, die über das aufziehende Wetter sprachen: Es werde sich doch niemand länger mehr auf dem See aufhalten! Als er selbst in der Richtung nach Westen sah und die Gewitterwand bemerkte, dazu die dunkelblauen und violetten Farben der Berge, stützte er die Hände auf das Fensterbrett und blickte weit in den See hinaus. Irgendwo in der Ferne glaubte er den winzigen Kahn zu sehen. Augenblicklich machte er sich keine weiteren Sorgen. Wer sich in den Wind begibt, soll nur vom Wind geschaukelt werden! dachte er. Fast mit einer heimlichen Genugthuung sah er das Unwetter aufziehen.

Als sich jedoch kurz darauf der Sturm zu entladen begann, begab er sich mit mehreren Leuten, die das aufziehende Wetter gleichfalls beobachtet hatten, an das Ufer des Sees. Hier kämpften sich eben die letzten Boote, die noch draußen waren, durch die Wellen. Bald lagen alle Rähne fest an den Pfählen verkettet. Nur ein Kahn fehlte immer noch. Es war derselbe, in dem Anna mit Andreas Berger hinausgefahren war.

Etliche Fischer hatten schon erwogen, hinauszurudern, um nach den Fehlenden zu fahnden. Da das Unwetter sich aber blickschnell zu einer kaum gekannten Stärke gesteigert hatte, unterließen auch sie die Fahrt. Es sei unmöglich, durchzukommen, sagten sie.

Während sich nun unter den am Ufer Stehenden ein tiefes Schweigen breit machte, das nichts deutlicher ausdrücken wollte, als daß man die noch auf dem See Befindlichen für verloren halten müsse, spürte Konrad ein jähes Frösteln. Doch war es nicht der Wind allein, der ihm kalt durch die Haare lief.

Anna! Wie dieses Wort plötzlich in ihm aufklang! Es war eine so merkwürdige Stimme, eine Stimme, die alles übertönte und das Sonderbarste geschehen ließ. Anna, die Konrad vergessen wollte, trat nämlich mit aller Macht wieder in seine Erinnerung, in sein Bewußtsein zurück. Mit einem Male war wieder alles Gewesene deutlich: die Tage der ersten Begegnungen, das Sichfinden und Sichbesitzen, das Nur-sich-Gehören mit allen Freuden einer wahren und innigen Liebe. Wie verloren und scheinbar für immer vergangen, hatten diese Erlebnisse auf dem Grund seines Herzens geruht. Der jähe Sturm hatte sie wieder emporgetrieben. Nun sie aber da waren auf der bewegten Oberfläche, fühlte Konrad etwas, was er heute, nachdem er den Apfel vom Baum hatte fallen hören, nicht für möglich gehalten hätte. Er fühlte nämlich, wie sehr doch alles, was jahrelang mit ihm verbunden war, noch immer mit ihm verbunden blieb. Man hatte nicht umsonst zusammengelebt. Das Leben war zu einer Bindung geworden, die nicht so leicht zu lösen war, wie Konrad gedacht hatte. Jetzt, da sich das andere in Gefahr befand, erwies sich diese Bindung als so unabweisbar, daß Konrad keinen anderen Gedanken konnte, als in den Sturm hinauszufahren und Anna zu retten.

Die Fischer redeten ihm zwar ab, dies zu tun; das Schicksal sei jetzt mächtiger als der Mensch, und es habe keinen Sinn, gegen übermächtige Wellen anzukämpfen. Doch Konrad ließ sich nichts sagen. Auch als ihn einige am Arm faßten, ließ er sich nicht halten, band einen Kahn los, sprang hinein und ruderte in den sturmbelegten See hinaus.

„Der kommt nicht wieder!“, sagten einige unter den Leuten am Ufer. Die Fischer nickten stumm. Wie konnte man auch nur eine solche Fahrt wagen! —

Draußen hatte sich inzwischen folgendes ereignet: Anna hatte, im Angesicht

des Todes, plötzlich zu weinen angefangen. Alle Lockungen und Verführungen hatte sie ebenso rasch vergessen wie den hellen Himmel, der noch vor kurzem über ihr stand und mit seinem Blau die Tiefe des Sees erfüllte. Als wäre überhaupt nie etwas Trennendes zwischen ihr und ihrem Mann gewesen, sprach sie laut und immer wieder vor sich hin: „Wäre ich doch nicht weggefahren! Wäre ich doch bei Konrad geblieben!“ Wie diese Verwandlung auf Andreas wirkte! Der sonst so heitere und Unbekümmerte, dem alles so leicht erreichbar schien, auch er wünschte in dieser Stunde nichts sehnlicher, als diese Fahrt nie angetreten zu haben.

Beide sahen, wie das Wasser im Kahn immer höher und höher stieg. Wenn Andreas auch mit Hilfe seines Hutes die eindringenden Fluten wieder auszuschöpfen suchte, jezt, wo der Sturm die Wasser zügellos um sich warf, hatte dies alles keinen Sinn mehr. Die Bootswände ragten nur mehr wenig empor. Krampfhast hielten sich die Schiffbrüchigen am Rand des Rahnes fest, um nicht schon jezt von der Flut weggespült zu werden. Wie der See immer wieder auf sie zukam! Wie ein Ungeheuer, wie ein Riese, der vom Grund aufgetaucht war und nun fauchend, prustend, brüllend, in blinder Zerstörungslust um sich schlug. Wer konnte seinem weißen Gebiß noch lange widerstehen, wer konnte sich noch lange festhalten und sich schützen vor seiner kalten, geballten Faust?

In diesen Augenblicken bemerkten Anna und Andreas etwas, das sie zunächst wie eine Erscheinung annahm. Über die hohen Wogen kam es daher, bald nach oben geworfen, dann wieder für einige Augenblicke verschwunden. Bald schien es durch das zischende Grau des Sturmes näher zu kommen, bald sich wieder zu entfernen. Obgleich man bereits deutlich erkannte, daß es ein Kahn war und ein Mensch an den Rudern saß, der sich mit aller Gewalt herarbeitete, wirkte das Nahe dieses Schiffleins doch noch wie ein Gesicht in einem schweren Traum: als könnte das Boot nicht herankommen, während der eigene Kahn schon auf die Tiefe hinabzusinken drohte; als stände zwischen den beiden Booten der Tod selbst und wühlte alles hemmend auf zwischen ihnen.

Um so erleichteter fühlten sich Anna und Andreas, als der Kahn sich trotzdem näherte und bald so nahe war, daß man den Insassen erkennen konnte. Als sie merkten, daß es Konrad war, schauten sie sich einen Augenblick stumm an. Sie konnten es nicht begreifen, daß gerade er ausgefahren war, um sie zu retten. Was für seltsame, unerwartete Dinge geschahen doch heute!

Nachdem Konrad die beiden bis zum Tode Gefährdeten aus dem versinkenden Kahn gerettet hatte, fuhren sie zu dritt weiter. Kein Wort fiel zwischen ihnen, als hätten sie alle drei in dieser Stunde die Stimme verloren. Was man hörte, war nur der Sturm. Noch piffte, fauste, brauste, heulte und brüllte er, noch immer tönte dasselbe wilde Durcheinander von unheimlichen Stimmen. Dazwischen freilich hörte man jezt auch immer wieder einen neuen, anderen Ton: Konrad ruderte, und Andreas, der die noch vorhandenen beiden weiteren Ruder ergriffen hatte, ruderte gleichfalls. Die beiden Männer achteten nur darauf, ihre Ruder möglichst gleichzeitig in die stürmenden Wogen zu tauchen, um mit vereinten Kräften ans Ufer zu gelangen. Anna hingegen saß da, regungslos, und hielt sich mit beiden Händen am Sitz des Rahnes fest. Ihr Gesicht war tief geneigt, als wagte sie es auch jezt nicht, einen der beiden Männer anzublicken.

Die Leute am Ufer waren nicht wenig erstaunt, als schließlich der Kahn mit den drei Insassen ankam. Wie etwas Wunderhaftes kam ihnen diese Rettung vor; in Wirklichkeit war etwas rein Menschliches geschehen. —

Am Morgen des nächsten Tages, nachdem sich der Sturm über dem See längst

gelegt hatte und der Himmel wieder blau geworden war, sah man, wie der Hausdiener des Gasthofes etliche Koffer zum Bahnhof fuhr. Es waren die Koffer Andreas Bergers, der mit einem der ersten Züge den Ort verließ. Konrad hingegen packte seine Sachen wieder aus und begab sich mit Anna hinunter an das Ufer des Sees. Während sie über die weite Fläche hinschauten, leuchteten die Wasser wie gestern vor dem Gewitter. Kaum eine Welle rührte sich mehr. Hinter dem Flug einer Libelle zitterte wieder eine fast lautlose Stille. Konrad schaute, schaute nur. Heute hatte er nicht mehr das Gefühl, als ob sich etwas lösen müßte, und so achtete er es kaum, als irgendwo in der Nähe eine Frucht vom Baum fiel.

★

Eine Sammlung besonderer Erzählungen von Gottfried Kölwel ist jetzt erschienen in 2 Bänden unter dem Gesamttitel, der uns glücklich gewählt scheint, „Der Bayernspiegel“ (Wien, Gallus Verlag). In dem 1. Bande „Die heitere Welt von Spiegelberg“ sind nach dem behaglichen Motto: „O Mensch, sei nicht verdrossen, und laß die Zähren stehn, ist auch mal fehlgeschossen, die Welt bleibt dennoch schön“, die Erzählungen zusammengefaßt, die die heitere Seite der bayrischen Kleinstadtwelt behandeln, während der 2. Band „Das Tal von Lauterach“ die ernsteren und besinnlichen bringt. Kölwel hat ein volles Recht darauf, als Sohn des bayrischen Volksstammes und selbst aufgewachsen in einer kleinen bayrischen Stadt, auf den an ihn ergangenen Ruf und Auftrag ein bayrisches Gegenstück zu dem Schweizerpiegel des großen Gottfried „Die Leute von Seldwyla“ hinzustellen. Die Unterschiede und der Abstand liegen begründet im Temperament beider Dichter und den Verschiedenheiten beider Völkstümer. Man läßt sich gerne von Kölwels sicherer und ruhiger Hand durch diese bayrische Welt führen, in der wie überall im menschlichen Getriebe Irrtum und Schwäche, Fehler und Unrecht, Untreue und Bosheit unlöslich verbunden sind mit Treue, Wesenhaftigkeit, Kernigkeit und dem unverwüßlichen Humor, der grade diesen deutschen Stamm auszeichnet. Es ist eine bunte Welt wie das Leben selbst, und wiederum zeigt Kölwels Fähigkeit sich in hellem Lichte, im Alltag das Ewige zu sehen, im Wechsel das Dauernde und wahres Glück und Tragik im Kleinen aufzuspüren. Das alles wird in verantwortungsbewusstem Deutsch gemächlich erzählt, ohne daß darüber Spannungsmomente und tragische Akzente zu kurz kämen. Nach den elf im 1. Bande vereinigten Erzählungen zeigen dann die sechs des 2. Bandes den Kreislauf des Lebens: von der Höhe den Abstieg in Verwirrung, Leid und Schuld und wiederum den Aufstieg zur Höhe in ewig neuer Verjüngung, wie das Gesetz des Lebens den Menschen den Wechsel von Enttäuschung und Erfüllung bestimmt. Das Leben kennt keinen Anfang und kein Ende, es fließt weiter, aber es gilt, seine Gesetze und in dem scheinbaren Chaos die Hand des Lenkers aller Dinge zu erkennen. Unausdrücklich vernehmen wir die Mahnung, die Zeit recht zu nutzen, in der wir Gast auf dieser bunten Bühne sind. Immer stärker zeigt sich Kölwel als der geborene Erzähler von vielen Graden, der aus seiner eigenen Echtheit heraus jegliche Mäßen und Pirouetten verschmähen darf, und durch alles leuchtet die seelische Sauberkeit und der Herzensanstand dieses Menschen, den die Liebe zu den Menschen und den Dingen zu reden heißt.

R. P.

Neue Komödien

Im September standen die Alten in der Front; im Oktober überwogen die lebenden Dichter. Es gab sogar Uraufführungen und neue Gestalten: der Beitrag der Vergangenheit trat daneben in den Hintergrund.

Das Staatstheater brachte im Kleinen Haus einen neuen Dichter, Hans Hömberg, mit einer Komödie „Kirsch für Rom“. Der Verfasser hat sich einen zugleich populären und unbekannten Helden ausgesucht, Lufullus, den kulinarisch begabtesten Zeitgenossen Ciceros — und hat um ihn zwei Szenen geschrieben, vor denen man mit Recht gespannt wird auf weitere Komödien von seiner Hand. Die beiden ersten Bilder seines Stücks sind reizend, mit einer Leichtigkeit und Grazie hingesezt, wie man sie bei uns nicht eben häufig findet. Hömbergs Lufullus ist nicht nur ein Souverän der Küche, sondern auch des Lebens: er schmeckt nicht nur die Reize einer Schnepfe, sondern auch eines Worts, einer Wendung, hat Geschmack für alles und in allem. Er weiß, daß das erste, was gegen diesen guten Geschmack geht, der tierische Ernst in allen Lebenslagen ist: so nimmt er nichts schwer, sondern gibt dem Leben, was des Lebens ist, nämlich die Leichtigkeit, die es braucht, um lebenswert zu werden. Er hat sich eine wunderbare Wohnküche eingerichtet, in der einen Ecke haust sein bieder Koch mit Töpfen und Kasserollen, in der andern Ecke werden die köstlichen Erzeugnisse dieses Raumteils von Lufull und seinen Gästen, besser seinem Gast, nämlich der hübschen jungen Fotis mit gebührendem Entzücken vertilgt. Dazwischen geht der Blick über den Garten hinaus in die weite Landschaft: ein überlegener Genießer, eine Gestalt wie von einem Bernard Shaw der römischen Antike schreitet über die Szene, liebt das schöne Mädchen, lobt seinen begabten Koch und bekommt es sogar fertig, die Leitung einer militärischen Expedition nach Kleinasien zu übernehmen, ohne im Abschied von der Maid oder in seiner neuen Rüstung pathetisch zu werden. Shaws Bluntschli in Arms and the men würde ihm erfreut die Hand drücken, zumal

wenn er im zweiten Akt den besiegten Fürsten im fernen Pontus mit Klugheit statt mit Gebrüll behandelt, die Grazie auch im Feldlager nicht verliert.

Bis hierher ist die Komödie wie gesagt reizend, und man freut sich der Bekanntheit des Autors wie des beglückten Mitgehens der Hörer. Dann aber kommt Pompejus, der im ersten Akt Lufullus nur die köstliche Nachspeise seines Diners wegaß, und verkündet ihm seine Absezung durch den Senat, dem bei dem kleinasiatischen Feldzug nicht genug Beute einfließt. Lufull soll nach Hause — und das nimmt er übel. Er wird tragisch, und das will nicht zu ihm passen. Statt wie bisher einen souveränen Witz zu machen, empfindet er sich als verkannt: er nimmt sich gefühlvoll und verläßt damit den bisherigen Boden der Komödie. Der Verfasser stellt sich ein neues Ziel: er versucht eine Ehrenrettung seines Helden, statt ihn mit einem witzig eleganten, überheblichen Porträt jenseits von Historie und Realität vor dem Geist, wenn auch nicht vor der Welt, zu entschädigen. Sein Lufullus wird zuerst böse, dann resigniert; zuletzt kehrt er silbern ergraut heim, verheiratet Fotis mit seinem jungen Hauptmann und begnügt sich mit dem Bewußtsein, wenigstens ein Unvergängliches aus seinem Feldzug heimgebracht zu haben, Kirschen für Rom. Mit schopenhauerischer Geschichtsbetrachtung, die noch einmal die Gestalt Bluntschlis beschwört, ist ihm die ewig neue Kirsche am Baum wichtiger als der versunkene Sieg im Geschichtsbuch der römischen Prima.

Diese Schlußwendung trägt trotzdem nicht darüber hinweg, daß Lufull im entscheidenden Moment sich sentimental nimmt und damit seine beste Haltung zum bloßen Vorbau herabsezt. Dadurch entzieht er sich selber die Grundlagen: dem Lufullus der beiden ersten Bilder glaubt man das Genie des raffinierten Geschmacks, dem späteren nicht mehr. Sein Handeln wie seine Gefühle werden viel zu einfach für seine Rezepte, und es muß schon ein Mann wie Herr

Gründgens sich für ihn einsetzen, um ihn über diese Untiefen hinwegzutragen. Herr Gründgens war selten so scharmant wie in dieser Rolle: witzig, überlegen und zugleich von einer bezaubernden Menschlichkeit, ein Fürst Pücker des alten Rom, dem man den Abstieg ins Gefühlvolle wenigstens verzieh, wenn auch nicht recht glauben konnte. Wenn die Vorstellung des Hömbergischen Stückes immer wieder den Vermerk „Ausverkauft“ zeigt, ist das wesentlich das Verdienst des Schauspielers Gründgens.

Ein Zufall ergab, daß man den gleichen Einwand der Wendung ins Sentimentale gegen eine zweite der neuen Komödien erheben mußte, nämlich gegen das Volksstück *Walter Liebs* von dem Mädchen „Annelie“, das die Volksbühne unter der Regie von Herrn Deltgen herausbrachte. Die „Geschichte eines Lebens“ setzt mit echtem Gefühl und einem auf natürliche Weise einfachen Humor und sogar mit einem Einfall ein als Tragikomödie der Unpünktlichkeit. Herr Dörensens wartet am Silvesterabend auf die Geburt seines Kindes, da er gern als Vater ins neue Jahr gehen möchte: aber der Storch verspätet sich um eine Viertelstunde — Annelie kommt erst Neujahr zur Welt. Und dies Verspäten bleibt ihr: sie kommt nicht rechtzeitig von der Schule heim, sie geht zu spät zum Rendezvous, sie kommt mit ihrem Blinddarm zu spät ins Krankenhaus, und als sie im Traum der Marfise zum Himmel hinaufsteigt, geht es ihr ebenso: die Pforten sind bereits geschlossen, sie kann nicht hinein. Da wird sie wütend und macht Petrus einen richtigen Krach: sie will nicht ihr Leben verpfuschen, nur weil der Storch sich damals zufällig verspätet hat. Und Petrus, eingeschüchtert, gibt nach: er läßt sie nicht in den Himmel, aber er liefert ihr all die veräumten Viertelstunden nach — sie darf wieder auf die Erde, jetzt als pünktliche Annelie.

Bis hierher ist die Geschichte von einer echten freundlichen Harmlosigkeit, von einem fröhlichen Gefühl getragen, das in seiner Wärme als Seltenheit erfreut. Nun kommt der zweite Teil — und mit ihm die gleiche Wendung wie bei Hömberg. Das fröhliche Mädchen heiratet, bekommt Kinder — der Ernst des Lebens setzt ein und damit das

Ende des anfänglichen Stils. Das hübsche Gefühl des Autors für das Mädchen Annelie begnügt sich nicht nur mit dem Gefühl, sondern gleitet ins Sentimentale — der Krieg muß mit hinein, die Verspätung und ihr Ausgleich versinken: man sieht nur noch Annelies Weg als Krankenschwester, Mutter, Großmutter bis zu ihrem 75. Geburtstag im Jahre 1938. Der sympathische Autor, der selbst als Biedermeierdichter von einem Tischchen rechts an der Klampe mit netten Versen die einzelnen Szenen einleitend kommentierte, verstummte sinnbildlich: das Spiel versank — und mit ihm der Anfsatz zu einer reizenden Volkskomödie: beim Dichten ist das Durchhalten offenbar ebenso wichtig wie im Kriege. Annelie war Fräulein Else Knott, jung noch als Großmutter: Herr Deltgen hatte das Ganze als eine Art von Photographiealbum aufgezo-gen: die ewige kleine Bürgerwelt von Gabriel Mar bis zu den Farbenlithos, von der Klemmerzeit bis in die Gegenwart zog ohne Ironie, begleitet von einer leichten hübschen Musik sympathisch und sympathiebegleitet vorüber.

Die zweite Premiere des Staatstheaters stellte wieder einmal das Problem der Tragik zur Diskussion. Es spielte Paul Apels „Goldenen Dold“, ein Schauspiel nach einem altjapanischen Motiv, dessen Konflikt mit seiner strengen Abstraktion die Frage aufsteigen läßt, ob Tragik eine zeitlose Gegebenheit an sich oder nicht vielmehr in ihren verschiedenen Möglichkeiten Angelegenheit einer jeweiligen Entscheidung des Autors vom Unmittelbaren her sein müßte. Da ihr Ergebnis jeweils ein Lebenmüssen gegen sich ist — wird sie vom Leben gespeist oder von der Idee, ist sie allgemeingültig oder doch persönlich und zeitlich begrenzt, Haltung oder Schicksal?

Bei Apel ist die Tragik auf der Idee aufgebaut, vollzieht sich im Bereich der Abstraktion: das Leben ist ihr Diener. Fürst Matsuo hat sich dem Usurpator Kuruhedtschuk als Kanzler zur Verfügung gestellt: sein Herz hängt am alten Herrscherhaus, sein Wille geht auf Beseitigung der Fremdherrschaft. Alles ist vorbereitet, der verborgen gehaltene letzte Sproß des Herrscherhauses soll mit bewaffnetem Aufstand zum Fürsten des Reiches ausgerufen werden: da erfährt Kuruhedtschuk, daß der an-

geblüht tote Prinz lebt und befiehlt dem Leiter der Schule, die ihn beherbergt, ihn zu töten: Matsuo, der einzige, der ihn kennt, soll beschwören, daß der Tote wirklich der Prinz — ein zweiter unbekannter Zeuge soll ihn überwachen. Matsuo muß gehorchen — er sieht keinen Ausweg als den, seinen eigenen geliebten Sohn, der gerade den Preis des goldenen Dolches errungen hat und der dem Prinzen sehr ähnlich sieht, als Opfer für ihn eintreten und sterben zu lassen.

Das Dialektische der Anlage, das Begriffliche ist damit gegeben: es bildet Gerüst und Inhalt des Schauspiels. Apel hat eine klassisch strenge Haltung angestrebt — und die Regie des Herrn Strour hat sie vom Sprachlichen her so intensiv verwickelt, daß die Spannung über alle Untiefen der

Diktion hinwegträgt. Wie in seiner Antigone stellt er wieder in diesen Klassizismus eine barocke Gestalt, Tatzsch, den Würdenträger Kuruheshuts, den Herr Wäscher spielt. Er ist großartig, asiatischer Dämon, Maske und groteske Plastik neben der antiken Starre Matsuos, den Herr Grand spricht, neben Frau Koppenhöfers nur mit einer Saite schwingenden Muttergestalt. Man versucht, sich das Ganze aus dem Dämonenstil entwickelt vorzustellen: die Tragik würde Krampf und verlöre den Rest von Leben, den sie hier im Abstrakten der Idee noch behalten hat. Sehr schön die Bühnenbilder Rochus Giefes: Raumvariationen durch verschiebbare Innenwände des Hauses, eine Fusillandschaft in Weiß und Schwarz von starker Wirkung.

Literarische Rundschau

Die neuen Wirtschaftsformen

In einer Zeit grundlegender Umwälzungen, die auch das Wirtschaftsleben als einen Wesensbestandteil der nationalen Daseinsführung in seinem ganzen Umkreis erfassen, muß jeder Versuch, das Neue und Andersartige der wirtschaftlichen Gesamtgestaltung weiteren Kreisen verständlich zu machen, wärmstens begrüßt werden. Allmählich setzt sich doch die Auffassung durch, daß auch die wirtschaftlichen Leistungen nicht nur eine der tragenden Unterlagen aller Kultur, sondern in sich selbst ein wichtiger Bestandteil der nationalen Kultur sind und deshalb wenigstens in ihrer Grundrichtung auch dem Laien bekannt sein müssen. Wer wollte denn auch das Kriegsgechehen recht begreifen, ohne von seiner wirtschaftlichen Seite eine wenigstens allgemeine Kenntnis sich zu verschaffen! So darf hier wiederum auf ein Buch hingewiesen werden — Ernst Samhaber, „Die neuen Wirtschaftsformen, 1914 — 1940“ (Berlin, Paul Neff, 1940. 364 Seiten) — das sich die Vermittlung einer solchen Kenntnis zur Aufgabe gemacht hat. In der eindringlich-zielstrebenden und scharf ge-

schliffenen, für keinerlei Zweifel raumlassenden Sprache des Politikers werden hier Vergangenheit und Gegenwart miteinander verglichen, die Maßnahmen der deutschen Wirtschaftspolitik denen der andern Großstaaten gegenübergestellt und in ihren Erfolgen gewertet. — Es ist wohl selbstverständlich, daß der Fachwissenschaftler so manche Erscheinung und auch manche Linie anders sieht; zumal für die Vergangenheit, in deren Schilderung sich Samhaber nur auf literarische Quellen und auf Erzählungen älterer, irgendwie betroffener Leute, nicht auf eigenes Erleben stützen kann. Deshalb seien hier nur zwei Fragen aufgeworfen, deren Verdräufichtigung bei einer neuen Auflage dem Buche wohl zum Vorteil werden könnten. Erstens: warum ist bei der Darstellung der deutschen Weltkriegswirtschaft mit keinem Worte auf die militärische Bewirtschaftung der Kriegsgroßstoffe und der fertigen Kriegsmaterialien eingegangen worden, während doch — mit Recht — die Behandlung dieser Dinge in der Schilderung der Gegenwart eine beträchtliche Rolle innehat? Es würde sich zeigen, daß in der Kriegsgroßstoffabteilung des Kriegsministeriums seit dem Frühjahr 1915 — d. h.

seitdem die Leitung in militärische Hand übergegangen war — grundsätzlich bereits der Weg beschritten worden ist, der zur Betonung der Produktionsleistung führt und das Gewinnstreben zurückdrängt (so namentlich bei den sog. Kriegsgesellschaften, deren Aktienkapital teils gar nicht, teils mit höchstens 5 v. H. verzinst werden durfte, und denen die Verteilung der Rohstoffe völlig genommen war). Und zweitens: warum erwähnt der Verfasser, der so oft von der klassischen und von der marxistischen Volkswirtschaftslehre spricht, mit keinem Wort die sog. ethische Richtung, die sich doch im Verein für Sozialpolitik — Politik, nicht Wissenschaft! — ein recht wirksames Organ geschaffen hatte und gerade in Deutschland entschieden das Übergewicht gegenüber den beiden andern Strömungen besaß? In ihr ist mit stärkstem Nachdruck betont worden, daß das wirtschaftliche Verhalten der Menschen keineswegs einseitig vom Gewinnstreben bestimmt werde, daß vielmehr schon in ihm andere Motive oft genug das Übergewicht hätten, und daß vollends die staatliche Wirtschaftspolitik sich ausschlaggebend von sozialen und nationalen Rücksichten leiten lassen müsse. — Der Eigenwert des Buches liegt naturgemäß in dessen zweiter Hälfte: in der Darstellung der Maßnahmen, die in den verschiedenen Staaten zur Überwindung der Weltwirtschaftskrisis und der Arbeitslosigkeit getroffen worden sind, und in der Begründung ihrer Mißerfolge, sowie vor allem in der Behandlung jener Vorgänge, in denen sich in neuer Form die Nationalwirtschaft offenbart. Hier hat Samhaber ein weitgespanntes, reiches Wissen um die Tatsachen und ein gutes Urteilsvermögen eingesetzt, um das Besondere, Einmalige des deutschen Vorgehens klar herauszuarbeiten. Wie er den „Neuen Plan“ Schachts, die Vierjahrespläne und die Aufrüstung in ihrer tatsächlichen und ihrer grundsätzlichen Bedeutung analysiert, gehört zum Besten, was darüber geschrieben worden ist. Der Grundgedanke, an Stelle des Selbstertrages das Sachergebnis der produktiven Arbeitsleistung zum Wertungsmassstab für diese Leistung zu machen und als schlechthin entscheidendes Motiv allen Wirtschaftens die nationale Pflicht einzusetzen, wird nach allen Seiten beleuchtet und zu plastischer Deutlichkeit gebracht.

K. Wiedenfeld

Mirabeau

Das Schaffen Victor Meyer-Eckhards, das zu den wesenhaften Werken der Dichtung unserer Tage gehört, ist unsern Lesern durch die wuchtige Erzählung „Die letzte Nacht des Tribünen“, die in der „Deutschen Rundschau“ zuerst erschien, vertraut. Sie wurde aufgenommen in das granitene Buch „Menschen im Feuer“. Daneben steht der Roman von menschlicher Schönheit und Echtheit „Die Möbel des Herrn Berthélemy“, stehen die tiefen Gedichte des Lebens „Orpheus“. Ein ganz großer Wurf ist ihm wieder gelungen in der Novelle „Der Graf Mirabeau“ (Berlin, Verlag Die Rabenpresse. M 4, —). Ihm ist Mirabeau der einzige Mann, der die erhabenen Ursprünge der großen französischen Revolution begriffen hatte und fähig war, sie zu meistern und zu dem Ende zu führen, zu dem sie wollte, so daß sie eine organische Weiterentwicklung der Menschheit gewährleistete hätte und nicht zu einer Angelegenheit des Pöbels geworden wäre. Mirabeaus Bemühen, den König und die Königin von Frankreich zu überzeugen und zu bewegen, durch das einzig richtige Verhalten eine organische Verbindung der neuen Kräfte mit dem, was im Alten unverlierbar war, herbeizuführen, sich an die Spitze des Volkes und seiner Revolution zu stellen und durch die Führung des Krieges gegen England das Gemeinsame von Volk und Königtum zu retten, stellt Meyer-Eckhardt in einer Erzählung von dramatischer Geballtheit unübertrefflich dar. Ein ungenutzter Augenblick entscheidet über das Schicksal eines Jahrhunderts. In dem Streben Mirabeaus und seinem Scheitern an der Unzulänglichkeit seiner Partner wird zugleich die Tragödie seines Volkes, ja vielleicht die der Menschheit sichtbar. In der ihm eigenen zuchtvollen, kräftigen persönlichen Sprache, der Feinheit und Eleganz eignen, die groß ist und schwebend und wie ein gewachsenes Kleid sich um den Stoff legt, zeigt er wiederum seine Meisterschaft, zeitliches Geschehen aus dem Ewigen zu deuten in der schweren Bezogenheit auf alles menschliche Treiben. Hier ist eins der bedeutungsvollsten Werke der ganzen letzten Zeit geschaffen. Seinen schenkerischen Reichtum an Phantasie und — was noch mehr ist — an Gedanken beweist er in den Räuber-

geschichten „Die Zecher von J a m a g u s t a“ (ebenda), in denen er in einer Rahmenerzählung kluge und menschliche Menschen von ihren Abenteuern mit Räubern berichten läßt. Das sind wahrhaft Geschichten, und sie werden wirklich erzählt.

Für den Weihnachtstisch

Die aufschlußreichste, intimste Sammlung von Aufzeichnungen über den Großen König, seine Gespräche mit C a t t, sind in der Sammlung Dieterichs erschienen unter dem Titel „Friedrich der Große. Gespräche mit C a t t“ (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung. NM 4,80. 2 Bildnisse, 2 Karten). Herausgegeben und eingeleitet werden sie in meisterhafter Knappheit von dem Historiker W. S c h ü s s l e r. Wesentlich ist, daß die Ausgabe vollständig ist. Die Persönlichkeit des Gesprächspartners, die man über dem von ihm berichteten Gegenstand gar zu leicht vergißt, wird ins rechte Licht gestellt in ihrer Bedeutung und mit dem tragischen Akzent, den immer das Leben in der Nähe eines Großen für jeden von minderem Wuchse bedeutet. Ein reichhaltiger Apparat erleichtert in vorbildlicher Weise die Benützung der Aufzeichnungen. Der gebürtige Schweizer Heinrich Alexander de Catt lernte bekanntlich auf einer Fahrt nach Amsterdam 1755 im Juni Friedrich kennen, ohne zu ahnen, wer sein Reisegefährte war. Sechs Wochen später erhielt er die Einladung nach Potsdam, der er erst 1757 infolge Krankheit nachkommen konnte, um dann bis zum Tode des Königs 1786 sein treuer, kluger und ergebener Begleiter zu sein. 1795, neun Jahre nach des Großen Königs Tode starb er als 70jähriger. Er hat durch die Überlieferung der Gespräche den Besten aller Zeiten wahrlich genug getan. — Ein weiterer erfreulicher Beitrag zur Friedrich-Literatur sind die „Hundert kleinen Geschichten um Friedrich den Großen“, die Hans Bethge erzählt: „Der König“ (Berlin, Grundsberg-Verlag. NM 3,80). Die Ausstattung des Büchleins ist meisterhaft, Erwin Windewald besorgte sie, die vielen Kartuschen und Dignetten wurden originalgetreu aus den Friederizianischen Schloßchern abgezeichnet. Ein reizendes Geschenk-buch mit vollgewichtigem Inhalt. — Sehr hübsch ist auch das Büchlein „Preussisches

K o k o t o“ von Ernst Posed (Berlin, Steuben-Verlag. Mit Bildern. NM 2,80). Hier wird die Beschreibung eines Ausflugs nach Charlottenburg und eine Reise nach Oranienburg und Rheinsberg im Jahre 1776 veröffentlicht, die unzweifelhaft auf den Baron von Poellnitz zurückgeht. Sein Stil ist unverkennbar und wird in boshaften und witzigen Urteilen über die auftretenden Personen vollauf bestätigt. Es handelt sich hier um eine Neuauflage, die schon durch den behandelten Gegenstand gerechtfertigt ist. — Von der nicht genug zu empfehlenden Ausgabe Adalbert Stifters, Gesammelte Werke in 7 Bänden (Leipzig, Inselverlag) ist der 6. Band „Kleine Schriften“ erschienen in der vorbildlichen Dünnbruckausgabe mit 10 Bildtafeln. Er beginnt mit einem der schönsten Aufsätze Stifters „Über Stand und Würde des Schriftstellers“, dann folgen Aufsätze „Aus dem alten Wien“, Stifters Würdigung des armen Spielmanns von Grillparzer und eine große Reihe anderer Arbeiten. Max Steffl traf die Anordnung und gab die Erläuterungen. Hier wird ein Plan verwirklicht, den Stifter während seines ganzen Lebens betrieben hat, der aber erst nach seinem Tode von dem Nachlasspfleger Johannes Ayrant durchgeführt wurde, wenn auch in unvollkommener Form, bis später in der kritischen Gesamtausgabe die drei Bände „Vermischte Schriften“ alle Prosaarbeiten vereinigen. Steffl hat eine Auswahl getroffen unter dem Gesichtspunkt, nichts auszulassen, was für einen weiteren Leserkreis wichtig ist. Er wählte die thematische Anordnung. Sehr fein sind die Bildbeigaben; erstmalig konnte eine Zeichnung von Stifters eigener Hand veröffentlicht werden, „Lakerhäuser“ aus dem Jahre 1863, und Rudolf von Alts Aquarell „Wien bei Sonnenfinsternis“, ein Festhalten der damals viel Aufsehen erregenden Sonnenfinsternis aus dem Jahre 1842, das der Maler besonders liebte und nicht aus der Hand gab und von dem er den hübschen Ausspruch tat: „Es wird zwei Grad kälter im Zimmer, sowie einer das Blatt aus der Mappe holt.“ — Ein fruchtbarer Gedanke ist in den „Münchener Lesebogen“ verwirklicht (München, E. Gerber), in die kleine Kostbarkeiten aus dem geistigen De-



Im Wald und auf der Heide ist's nimmer schöner, denn zur goldenen Herbsteszeit, wenn die Sonne ihre letzte Kraft spielend durch das bunte Laubdach strahlt, wenn frohe Menschen sich, ermüdet von Jagd, Ritt oder Wanderung, zu behaglicher Rast versammeln. Das ist der rechte Augenblick für einen guten Tropfen: für den echten ASBACH »URALT« mit dem vollen runden Weinduft und dem milden „weinigigen“ Geschmack.

IM
Asbach
Uralt.

IST DER GEIST DES WEINES!

sich des deutschen Volkes aufgenommen wurden, die nicht ohne weiteres zugänglich sind. In sehr hübscher Ausstattung sind in kleinen Heftchen (je Heft RM 0,20) hier Schätze dargeboten des Besten vom Besten, mit guter Wunschelrute für das Echte ausgewählt, beginnend mit Goethes „Die Natur“, Werke von Stifter, des Wandsbecker Boten, von Angelus Silesius, Schiller, Kant, Keller, Hauff, Lebensweisheiten aus dem Volksmunde, Lyrik bester Auswahl, auch lebende Künstler und Gelehrte steuerten bei wie Edgar Quatré und Hans Brandenburg. Besonders fein die Wiedergabe von Beethovens „An die Unsterbliche Geliebte“. Jedes dieser kleinen Hefte läßt sich als 3-Pfennig-Drucksache versenden oder bequem einem Briefe beilegen, was man besonders bei Sendungen an unsere Soldaten berücksichtigen sollte. Man kann auch je 12 Lesebogen in einer Kassette beziehen (RM 2,40). Hier ist eine schöne Gelegenheit geboten, anderen durch wertvolles Gut eine rechte Freude zu bereiten, und man könnte sich auch vorstellen, daß eine Vertiefung des gewöhnlichen Briefwechsels über die Nöte des täglichen Lebens eintreten würde, wenn der Empfänger bei seiner Antwort auf die mitgesandte Gabe eingeht.

— Für literarisch Interessierte sind die „Blätter der Freundschaft“ zu empfehlen, in denen Volquart Pauls Briefe zwischen Theodor Storm und Ludwig Pietzsch mit vielen Bildern mitteilt (Heide, Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co. RM 6,—). In dem anregenden und geistig belebten Austausch der beiden Männer ersteht zu gleicher Zeit ein farbiges Bild deutschen geistigen und kulturellen Lebens ihrer Zeit. — In der gewohnten sorgfältigen künstlerischen Wiedergabe, die den „Silbernen Quell“ auszeichnet, sind neu erschienen zwei sehr reizvolle Bände „Stilleben deutscher Meister“ mit 10 farbigen Tafeln nach Ausschnitten aus Bildern des 15. und 16. Jahrhunderts, die Hans Wühr auswählte und einleitete, und „Musizierende Engel“, eingeleitet von Ulrich Christoffel, gleichfalls 10 Tafeln mit Bildausschnitten aus Bildern von Stephan Lochner, von Meister Wilhelm, Matthias Grünewald, Lukas Cranach und Albrecht Altdorfer (Berlin, W. Klein. Je RM 1,60). Auch bei den früher erschiene-

nen Bänden dieser feinen Sammlung kann man stets sicher sein, andern Freude zu bereiten und sich selbst zu verschaffen. — Ein gewichtiges Buch von tiefem Gehalt ist Heinrich Lückelers „Die Kunst der Völker“ (Freiburg, Herder & Co. 379 Textbilder, 4 farb. Tafeln. RM 9,80). Nach diesem Buche sollten alle greifen, denen der Begriff des Abendlandes Hergenssache ist. Lückeler beantwortet von der Kunst her eindringlich und sachkundig die Frage nach der Einheit des Abendlandes. Es ist ein Buch von hohem sittlichem Ernst und vermittelt Kenntnis und Wissen, das befähigt, der brennenden Frage des neuen Europa von einer sicheren Grundlage aus nahzukommen. Die Kunst bleibt eine Macht, die äußeres Geschehen selbst in seiner furchtbarsten Form überdauert und das Gemeinsame aller europäischen Völker über alle Trennungsschranken hinweg offenbart und die innere Verbindung der Völker immer wieder herstellen können, solange das abendländische Gemeingefühl und die europäische Verpflichtung lebendig bleiben. — Das Buch von Anton Heller „Bildnisse berühmter Griechen“ (Berlin, J. Kupperberg. RM 6,50) erfüllt ein Bedürfnis, denn durch die Zusammenstellung dieser antiken Köpfe, seien es nun Porträtbüsten oder freie Nachschaffungen wie die Büsten Homers, wird recht eigentlich der Weg zum Verständnis ihrer Werke geöffnet, auch ohne daß der Betrachter über physiognomische Spezialkenntnisse verfügt. Denn in ihrer Größe und Einfachheit wirken diese Köpfe für sich. Der ganze Reichtum von Hellas in der Fülle seiner schöpferischen großen Persönlichkeiten wird hier lebendige Wirklichkeit. — Auch der in dem Buche „Das Land der Griechen“ verwirklichte Gedanke ist fruchtbar, in dem von Friedo Lampe Auszüge aus den Werken deutscher Dichter zusammengestellt sind, die die Tiefenwirkung hellenischer Kultur und hellenischen Geistes im deutschen Geiste widerpiegeln. Auch hier sind aus den Werken Geynerts, Goethes, Grillparzers, der Günderode, Heines, Hölderlins, Höpffs, Jean Pauls, Kleists, Matthiessons, Mörikes, des Malers Müller, Novalis, Platens, Schillers, Windelmanns, F. L. von Stolbergs, von Salis-Seewis, Nietzsche und E. F. Meyers Wege nach

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatschrift liegen Prospekte folgender Buchverlage bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

S. Fischer Verlag, Berlin,

betr. „Bücher aus dem S. Fischer Verlag“.

Essener Verlagsanstalt, Essen,

betr. „Bücher aus der Waffenschmiede des Reiches“.

Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg

Erichewel Verlag, Krailling vor München,

betr. „Die Bücher im Erichewel Verlag“.

Verlag Koehler & Amelang, Leipzig

Felix Meiner Verlag, Leipzig,

betr. „Herbst 1940“.

Karl Alber Verlag, München

Verlag Albert Langen — Georg Müller, München,

betr. „Neue und alte Bücher“.

J. F. Lehmanns Verlag, München,

betr. „Geschenkbücher zu Weihnachten 1940“.

Kowohl Verlag, Stuttgart

2. Kriegswinterhilfswort 1940/41



Der Führer:

**85 Millionen, die einen Willen haben,
einen Entschluß und zu einer Tat bereit
sind, bricht keine Macht der Welt!**

In Berlin

ist das neue Heft der

„Deutschen Rundschau“

ständig vorrätig bei folgenden Buchhandlungen:

**Amelang'sche Buch- und Kunsthandlung,
Kantstr. 164**

**Buchhandlung Karl Buchholz,
Leipziger Straße 119/20**

S. Calvary & Co., Friedrichstr. 194/199

Gutenberg-Buchhandlg., Tauentzienstr. 20

**Herder'sche Buchhandlung,
W 8, Französische Straße 34**

**Stuhr'sche Buchhandlung,
Kurfürstendamm 212**

Wer noch nicht auf die „Deutsche Rundschau“
abonniert ist, lasse sich Musterexemplare vorlegen.

DIE NEUE SCHRIFTENREIHE

WELT POLITISCHE BÜCHEREI

Die Betreuung hat der Beauftragte des Führers für
die Überwachung der gesamten geistigen und welt-
anschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP

Reichsleiter Alfred Rosenberg

für die „Weltpolitische Bücherei“ übernommen.

Herausgegeben von Dr. Georg Leibbrandt, Reichs-
amtsleiter in der Dienststelle Rosenberg und Dr.
Egmont Zechlin, o. Professor an der Universität Berlin.

Im Dezember erscheinen:

AFRIKA ALS EUROPÄISCHE AUFGABE

Professor Dr. Dietrich Westermann arbeitet die ver-
änderte Einstellung zum afrikanischen Erdteil scharf
heraus: Die Abwendung von jener Haltung, die
in Afrika ein mit allen Mitteln des Raubbaues
auszunutzendes Ausbeutungsobjekt sah und die etwa
seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich
durchsetzende planvolle Erschließung durch den Sied-
ler und Pflanze. Preis in Ganzleinen 6 Mark 60.

INDIEN

Von der geschichtlichen Entwicklung, von den re-
ligiösen, völkischen, wirtschaftlichen und sozialen,
geographischen und politischen Gegebenheiten aus-
gehend, beantwortet Dr. Ludwig Alsdorf, Dozent
für Indologie an der Universität Münster, die
Fragen nach dem Indien von heute, nach dem
Charakter der englischen Herrschaft und den Un-
abhängigkeitsbestrebungen. In Ganzleinen 6 Mark.

SPANISCH-SÜDAMERIKA

Keine Länderkunde im hergebrachten Sinne, sondern
ein politisches Buch, in dem Dr. Ernst Sanhaber
die zahlreichen Probleme Spanisch-Südamerikas im
Lichte der die Welt umgestaltenden neuen Kräfte
untersucht. Land und Volksschichten, Geschichte
und geistige Grundlagen, Wirtschaft und Politik —
das ist in großen Umrissen der Inhalt dieses aufschluß-
reichen Buches. Preis in Ganzleinen etwa 6 Mark.

IM
DEUTSCHEN VERLAG
BERLIN

Hellas gewiesen (Berlin, Verlag Die Waage, Karl H. Silomon. RM 4,50). — Dem erhöhten Bedürfnis nach historischem Wissen, um aus ihm Führung und Klarheit für die Beurteilung des Weltgeschehens zu erhalten, kommen in ausgezeichnete Weise die Bücher entgegen, die im Verlage Koehler & Amelang, Leipzig, neu erschienen sind und deren jedes Einzelne Empfehlung verdient. Da ist Friedrich Meinede vertreten mit dem Band „Preussisch-deutsche Gestalten und Probleme“, einer Sammlung von Aufsätzen zu dem Arbeitsgebiet, dem Meinedes Schaffen durch lange Jahre besonders galt, der preussisch-deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert (RM 3,—). Da ist Otto Hoersch mit seiner „Katharina II. von Rußland“ (RM 2,50). Da ist Johannes Ullrich mit seinem Buch „Das Kriegswesen im Wandel der Zeiten“ von der Antike bis zum Weltkrieg (RM 4,50). Und weiter Felix Guse, der im Weltkrieg Chef des Generalstabs der türkischen 3. Armee war mit „Die Kaukasusfront im Weltkrieg bis zum Frieden von Brest“ (RM 4,—) und endlich W. Klitschewskij „Peter der Große und andere Porträts aus der russischen Geschichte“ (RM 2,50). Jeder einzelne Band ist ausgezeichnet durch die hervorragende wissenschaftliche Eignung seines Verfassers und einen wohlthuend klaren und sauberen Stil. In der gleichen Ausstattung ist Carl von Clausen's Schrift „Vom Kriege“ in der Auswahl von Friedrich Schulze nunmehr in 4. Auflage erschienen. — Der Band 1142 der Sammlung Göschen wird gleichfalls willkommen sein: „Shakespeare“ (Berlin, W. de Gruyter & Co. RM 1,62), weil in ihm der Breslauer Universitätsprofessor Paul Meißner auf 115 Seiten mit Namen- und Sachregister in gedrängtester Form alles Notwendige über Shakespeare zusammengefaßt hat, über den Mann, sein Weltbild, sein Leben, sein Werk und seine Wirkung auf die Mit- und Nachwelt. — Eine konsequente Durchführung einer Kunstbetrachtung auf der Grundlage der Schopenhauerschen Philosophie ist das Buch von Konrad Pfeiffer „Von Mozarts göttlichem Genius“ (ebd. RM 3,80). Konsequenz ist immer lobens-

wert, und diese neue Form einer Musikästhetik ist durchaus anregend, auch wenn sie nicht alle überzeugen wird; jedenfalls aber führt sie näher an das Wesen von Mozarts Genie. — Ein sehr reizvolles Buch ist Roland Zentscherts „Musikerbrevier“ (Wien, W. Frick. 200 Abb. RM 7,80), in dem er Nachdenkliches und Ergögliches aus dem Reiche der Musik und seiner Träger auf Erden erzählt. Das Buch quillt von fruchtbaren Anregungen förmlich über und wird jedem die Lektüre lobnen, dem nicht hoffnungslos der Sinn für die Musik verschlossen ist, dem Musikfreunde ebenso wie dem, der sich dem Dienst an dieser Kunst geweiht hat. — Den Freunden eines unverfälschten und echten Humors sei das köstliche Büchlein von Johannes Martin Schupp „Altag“ bestens empfohlen (Hamburg, Alsterverlag E. Brauns. RM 3,—). Diese Geschichten aus Hamburg sind von so herrlicher Echtheit und Eigenart und bringen den nur an der Wasserkante möglichen Humor und Witz so unverfälscht zum Ausdruck, daß man sich in heller Freude auf die Reeperbahn und andere wichtige Hamburger Orte versetzt fühlt. — Immer willkommen werden für Tierfreunde die Bücher von Martha Koechner sein, weil sie aus einer tiefen Liebe zur Kreatur, ohne die falschen Töne eines Hineinlegens menschlicher Empfindungen und Gedanken in die Tiere, lebendige Tiergestalten hinzustellen versteht, die stets die Liebe zum Tier predigen. So sei auf ihren Tierroman „Die Füchse vom Klippenhang“ besonders hingewiesen (Baden-Baden, H. Stuffer. RM 4,—) und auf die Sammlung von kleinen Tiergeschichten aus Süd und Nord „Strauß Kurze“ (ebd. RM 1,50). Dieses Büchlein eignet sich besonders für die Jugend und hat einen erhöhten Reiz durch die Textzeichnungen von Ottomar Starke.

Walter von Molo

Zum 60. Geburtstag von Walter v. Molo ist eine Auswahl aus seinen Werken erschienen unter dem Titel „Erkenntnis für uns“ (Leipzig, Stufen-Verlag E. Koehler). Die Abschnitte lauten: Schiller; Prinz Eugen; Friedericus; Luther; Bubenmag; Holunder; Wis-

die neue linie

Im Novemberheft:

Siebenbürgen - Aufgabe und Schicksal

von Erwin Wittstock

Aus dem übrigen Inhalt:

Was ist monumental in der Kunst?

Köpfe der Napola

Die Fernsehoper u. a.

Mit hervorragenden Fotos und Farbtafeln

Preis RM 1.— Verlag Otto Beyer, Leipzig-Berlin

NEUERSCHEINUNGEN HERBST 1940

Die stählerne Blume

Eine Reise nach Japan.

Von Friedrich Sieburg

Preis RM. 5.40. / Japan, wie es Friedrich Sieburg sieht: Hart wie eine Blume, aber in seiner Stoßkraft unzerbrechlich und scharf wie eine Damaszener Klinge.

Wappen, Becher, Liebespiel

Die Chronik der Grafen von Zimmern.
Eine Auswahl.

Von Johannes Bühler

Preis RM. 9.50. / Johannes Bühler, einer der besten Kenner des späten Mittelalters, hat mit Geschick und Bedacht aus der dreibändigen Original-Chronik der Grafen von Zimmern bei Rottweil (um 1500) eine Auswahl getroffen, die das Mittelalter nach allen Seiten vielfältig widerspiegelt. Das Buch ist ein wahrer Schatz kulturgeschichtlicher Kleinodien.

Musik auf dem Lande

Erzählung.

Von Georg Leitenberger

72 Seiten. Mit Zeichnungen von Albert Fuß. Preis RM. 3.50. / Eine feinsinnige Erzählung, bei der die nachdenkliche Annut Schubertscher Klänge Pate gestanden zu haben scheint.

Jan Hus

Sein Leben und seine Zeit.

Von Melchior Vischer

2 Bände mit je 416 Seiten, 32 Bildseiten, Preis RM. 18.—. / Der Verfasser des „Münich“ gibt hier in zwei umfangreichen Bänden eine breite und fundamentale Darstellung vom Leben und Sterben des großen Reformators Johannes Hus und seiner tief bewegten Zeit.

Florian

Roman.

Von Erik Graf Wickenburg

Preis RM. 5.40. / Das Buch stellt die Entwicklung Florians dar, der ein echter Österreicher ist und dessen Wandlung vom empfindsamen und empfindlichen Knaben zum Mann dem Leser in einer subtilen und feinen Art vermittelt wird.

Die Erben des Schwertes

Ein Nibelungenroman.

Von Hermann Strefau

Preis RM. 5.40. / Siegfried und die Burgundenkönige, Brunhild, Krimhild, Hagen, die gewaltige Handlung aus dem Nibelungen-Epos bis zu Siegfrieds Tod rollt wie ein rauschender Strom kraftvoll an dem Leser vorüber.

SOCIETÄTS-VERLAG FRANKFURT AM MAIN

markt; List; Kleist. Die Auswahl zeigt, wie sich das Schaffen dieses ehrlieh ringenden Dichters stets an großen Gegenständen orientiert und durch deren Bewältigung gesegnet wurde. Er wollte und will an seinem Teil mithelfen, daß die deutsche Seele reif und klar werde.

Geschichte und Politik

Wer wirklich bemüht ist, das italienische Volk und dadurch die italienische Geschichte und die italienische Politik zu begreifen, dem bietet das Buch von Theodor Bohner, der Italien und das italienische Volk aus langjähriger Erfahrung genauestens kennt, „Mit den Augen des Italieners vom alten zum neuen Italien“ einen unentbehrlichen Wegweiser (Leipzig, Felix Meiner. RM 5,80). Es räumt auf mit allen konventionellen Vorstellungen des deutschen Italienreisenden und stellt ein Bild des Italieners hin, wie er wirklich ist und wie er sich selber sieht. Das Buch ist gegliedert in die Abschnitte: Der Italiener; Der italienische Raum; Aus der italienischen Geschichte; Die italienische Existenz; Kleiner Baedeker. Das Buch erweist sich auch als ein guter Reisebegleiter, da neben den großen Gesichtspunkten die kleinen Hinweise nicht zu kurz kommen. Die letzte Lehre des Buches ist, daß die Politik Italiens sich zwangsläufig aus dem Wesen des Italieners, wie es sich in Geschichte und Gegenwart herausbildete, ergibt. — Eine entscheidende Epoche italienischer Geschichte behandelt Erik Wagner „Cavour und der Aufstieg Italiens im Krimkrieg“ (Stuttgart, W. Kohlhammer. 4 Tafeln, 1 Karte. RM 4,50). Man hat damals in Italien und in der Welt nicht verstanden, warum Cavour, der große italienische Patriot, das kleine Piemont in die aktive Teilnahme am Krimkrieg verwickelte. Heute erkennt man, daß sein genialer Blick hierin die gegebene Möglichkeit sah, den ersten entscheidenden Schritt zur Anmeldung von Italiens Anspruch an der Weltpolitik und damit zur Befreiung und Einigung der Halbinsel zu tun. Die Größe seiner Leistung erkennt man am besten an der Karte mit der damaligen Gewichtverteilung der Mächte und der Zerrissenheit Italiens in kleine machtlose Staaten. — Der Major a. D. Dr. Carl

Mühlmann widmet eine grundlegende Untersuchung einem wichtigen Kapitel des Weltkrieges: „Das deutsch-türkische Waffenbündnis im Weltkrieg“ (Leipzig, Koehler & Amelang. 1 Bild, 6 Kartenskizzen. RM 18,—). Der Präsident der kriegsgeschichtlichen Forschungsanstalt des Heeres, W. Foerster, schrieb ein Geleitwort. Die Bedeutung des Buches liegt darin, daß erstmalig auf der Grundlage der militärischen und politischen Urkunden der Stoff von deutscher Seite behandelt wird, von denen einige dem Buche beigegeben sind. Sehr wichtig und wesentlich sind die Zeittafeln. Es war viel Zwiespältiges in diesem Bündnis, und es galt viele Schwierigkeiten zu überwinden. Mühlmann war mit kurzer Unterbrechung während des ganzen Krieges in wichtigen militärischen Stellungen in der Türkei und kann aus eigener scharfsichtiger Erfahrung urteilen. So ist hier ein Dokument von hohem militärischem und politischem Wert entstanden. — Sehr willkommen ist die „Handkarte der Türkei“, die Professor Faik Sabri Duran bearbeitet hat (Wien, Geographisches Institut E. Hölzel. RM 2,40). Sie ist im Maßstab 1:2 000 000, 80 × 45 cm groß und genügt allen modernen kartographischen Ansprüchen. — Als ein deutsches Schicksalsbuch ist das vom Deutschen Auslandsinstitut herausgegebene Werk „Der Wanderweg der Rußlanddeutschen“ zu bezeichnen, erschienen als Jahrbuch der Hauptstelle für die Sippenkunde des Deutschtums im Ausland (Stuttgart, W. Kohlhammer. 16 Karten, 21 Bilder. RM 9,—). Ein Geleitwort schrieb Karl Goek. Eine ganze Reihe berufener Mitarbeiter behandeln in Einzelaufgaben den Weg der verschiedenen deutschen Gruppen nach Rußland, ihr Schicksal dort und ihre erneuten erzwungenen Wanderungen zurück in die alte Heimat, nach Kanada, USA., Mexiko, Brasilien, Argentinien, Uruguay, Paraguay, Sibirien und China. Eine Unsumme von Leid und eine Unsumme von ungebrochener Kraft und Leistung, immer überschattet von dem Schicksal des Gesamtvolkes hat hier eine mustergültige Darstellung erfahren. Sehr bedeutsam vom volks- und sippenkundlichen Standpunkt aus ist die Darstellung der Stammfolge eines rußlanddeutschen Kolonistengeschlechts

Kleine Kostbarkeiten

aus Kunst und Geschichte

Herausgegeben von Dr. J. O. Plafmann

unter Mitarbeit von Dr. Bohmers, Prof. Dr. Dirlmeier, Dr. Fuchs,
Sagebruch, Dr. W. Müller, Prof. Dr. Paulsen, Dr. Plafmann,
Prof. Dr. Till, Dr. Werner, Prof. Dr. Wüst u. a.

Kleine Kostbarkeiten werden hier dem Schauen und dem Verstehen dargeboten: Nicht als Gegenstände gelehrter Abhandlungen, sondern als Stücke aus einem großen Schatz, in denen sich das goldene Blinken von Gedanken aus Jahrtausenden gefangen hat, die von hier aus ihren Schein über weite Zusammenhänge werfen.

Es sind nicht nur die goldenen Schätze des Bodens und der Gräber, sondern auch Bauten von beträchtlichen Ausmaßen, Bilder auf Felsen und nicht zuletzt die leuchtenden und tönenden Altertümer aus dem reichen Lande des Volkstums und der Volkskunst. In ihnen hat uns die germanische Vorzeit ihre reichsten und lebendigsten Schätze hinterlassen. Ihre innige Verwandtschaft mit dem weiten Reiche des indogermanischen Geistes erweist sich hier in ihren kostbarsten und lebendigsten Stücken.

Sie seien allen denen dargeboten, die sich von dreitausend Jahren Rechenschaft geben und das völkische Lebensgefühl unserer Tage mit dem Bewußtsein des Ewigen durchdringen wollen.

Zu jedem Beitrag gehören zwei bis drei Bilder. Es werden sechzehn Themen behandelt, darunter die Externsteine, das Jahrmännchen von Bremen, ein Bild von Stilicho, langobardische Kleinode, die Zierscheiben des Thorsberger Moorfundes, das Hammerkreuz auf Siddensee, die Pelasgermauer der Akropolis, Felsbilder u. a.

Das Buch ist unter Mitarbeit bewährter Graphiker
als Geschenkwerk sorgfältig ausgestattet / Hoch-
format: 12×20 Zentimeter, ca. 112 Textseiten auf
Bütten, 36 Kunstdruckbildseiten, Ganzleinen RM 4,80

Ahnenerbe-Stiftung Verlag · Berlin-Dahlem

von 1600 bis 1938. Der beigelegte Apparat ist mit großer Sorgfalt gearbeitet.

Lyrik

Es ist schon eine ausgezeichnete Visitenkarte, wenn ein Verlag, und gerade in heutiger Zeit, einen wesentlichen Teil seiner Arbeit der Lyrik widmet, denn das beweist, daß der Verlag seine Aufgabe als ernststen Dienst an deutschem Geistesgut und am deutschen Wort ansieht. Seit Jahren gibt der Verlag Heinrich Ehlermann, Hamburg, „Blätter für die Dichtung“ heraus unter dem Titel „Das Gedicht“, von denen uns die erste Folge des 6. Jahrgangs vorliegt. Alles, was hier gebracht wird, ist wesentlich und wendet sich an Menschen, die es mit dem Leben und sich selber und ihrer Seele ernst meinen. Die Sammlung will die zeitgenössische Dichtung unter besonderer Berücksichtigung der jungen Dichtung, soweit sie substanzhaltig ist, aufzeigen und damit den Beweis erbringen, welchen geistigen Raum die Lyrik heute beherrscht. In dem 1. Hefte sind Bekanntschaften und Betrachtungen aus neuem deutschem Schrifttum von H. Nagel zusammengestellt. Ein weiteres dieser kleinen, gut gedruckten Hefte enthält den wundervollen Brief des Wandsbeker Boten Matthias Claudius an seinen Sohn Johannes und neun weihnachtliche Gedichte verschiedener Lyriker. Das Heft „Heimat, Volk und Gott als Gegenstände neuer deutscher Lyrik“ vereinigt in kleinster Auswahl Gedichte von Friedrich Vischoff, Ludwig Friedrich Barthel, Hermann Claudius, Rudolf Alexander Schröder, Kurt Heynick u. a. Ein weiteres Heft bringt „Ausgewählte Gedichte“ von Hans Leifhelm. Und wiederum ein anderes plattdeutsche Gedichte von Hermann Claudius unter dem Titel „De Wegg na Hus“. Endlich noch von Ernst Stadler „Ausgewählte Gedichte“, in denen 10 Gedichte von erlesener seelischer Feinheit und edler Form vereint sind. — In der Sammlung „Aus dem ewigen Schatz deutscher Lyrik“ (Potsdam, Rütten & Loening) sind neu erschienen: Matthias Claudius „Das Tagverkünden“, eine Auswahl durch Alfred Gerz. Gerz wählte auch die Gedichte der andern Bände mit Feinsinn und Verständnis aus: Klopstock „Der große Gedanke“, „Der Göttinger Hain“

mit Gedichten von Hölty, Miller, Bürger, Stollberg, Voß und „Die guten Geister“, eine Auswahl in zwei Bänden aus der Lyrik des 18. Jahrhunderts. — Von Georg von der Brinck sind unter dem Titel „Dumpe Trommel, schlag an!“ Gedichte, die sich mit Krieg und Manneswerk beschäftigen, erschienen (Hamburg, H. Goverts). — Die schönsten Frühlings- und Liebeslieder der deutschen Dichtung faßt Band 5 der „Wiener Bücherei“ (Wien, W. Trieb. NM 1,80) zusammen in der Auswahl durch Maria Grengg, die ein zartes farbiges Titelblatt „Rotschwänzchen“ der Sammlung „Wie schön blüht uns der Maien“ voranstellt. Aufgenommen sind Lieder deutscher Minnesänger, aus dem Wunderhorn, unserer Klassiker, der Romantiker bis zu Storm, Meyer und Keller. — Ein köstliches Geschenk sind „Die Bierzeiler ‘Omarchajjams‘“, die von E. H. Kempis aus dem Urtext verdeutscht sind nach der klassischen Auswahl und Anordnung mit der FikGerald einen der größten Dichter der Weltliteratur für das ganze Abendland erschloß. Kempis hat das beseitigt, was FikGerald an eigenen Gedanken in seine Nachdichtung des Persers hineingetan hat, ohne dadurch dessen Leistung irgendwie verkleinern zu wollen. — Eine hübsche Erzählung hierzu bilden die „Hafisischen Bierzeiler“, in der Nachdichtung Friedrich Rückerts, deren Ausgabe Wilhelm Eilers besorgte (beide Dessau, R. Rauch. Je NM 2,50). Der persische Text ist dem deutschen gegenübergestellt. Beide Bändchen sind gut mit sachkundigen Erläuterungen versehen.

Erzähltes

Die Verwirrungen, die der Weltkrieg unter den Menschenschicksalen anrichtete, geben den Stoff zu der Erzählung von Wilibrord Menke „Die Stimme des Blutes“ (Paderborn. F. Schöningh). Ein lothringischer Junge, der bei Freunden in Paris bei Kriegsausbruch weilt, verliert durch den Krieg beide Eltern und vermeintlich auch sein Schwesterchen, wird von guten Franzosen als eigenes Kind aufgenommen und trifft dann als Erwachsener im Spiel des Lebens seine Schwester, die von einer deutschen Frau nach dem Tode der

FRIEDRICH HEISS

Der Sieg im Osten

Ein Bericht vom Kampf
des deutschen Volksheeres in Polen

*Mit einer militärpolitischen Darstellung
von Oberst Rudolf Ritter von Xylander*

72. Tsd. 20 Seiten Text, 100 Seiten Bilder und Karten auf Kunstdruckpapier. Bildtexte in drei Sprachen (deutsch, englisch, französisch) / Halbleinenband mit Igraf-Pergament RM 4,—

Eine erstaunliche Fülle besten Bildmaterials ist zusammengetragen worden. Nichts ist vergessen worden, was die Haltung und Leistung von Führung und Truppe verdeutlichen könnte, und auch die Landschaft wird lebendig veranschaulicht. Auch derjenige, der in diesen Wochen die laufenden Publikationen genauer verfolgt hat, ist erstaunt über diese zum Teil photographisch sehr gut gesehene Bilder, die tadellose technische Herrichtung und die ausgezeichnete Komposition des Bildteils. Für jeden einzelnen Volksgenossen bedeutet dieses Buch ein Dokument von bleibendem Wert, eine eindringliche Darstellung größter Tage unserer Geschichte, die ihm in der Zukunft alles das in das Gedächtnis zurückerufen wird, was in der Erinnerung nur allzu schnell verblaßt.

Berliner Börsenzeitung, 21. 12. 39.

Volk und Reich Verlag

G. m. b. H.

Berlin W 9

FRIEDRICH HEISS

Bei uns in Deutschland

Ein Bericht

91.—140. Tausend. 168 Seiten Kunstdruckpapier, 156 Bilder und graphische Darstellungen / Halbleinen mit Igraf-Pergament, gebunden RM 4,50

Ein sehr stolzes Buch, das jeden Deutschen mit unendlicher Freude erfüllt, denn es zeigt im Bild landschaftliche Reize unserer Heimat und schildert an wenigen, eindrucksvollen Beispielen die politische Arbeit der letzten Jahre. In Bild und Text ein anschauliches Stück deutscher Geschichte, das leider der Ausländer nicht immer zu kennen pflegt. Dieses Buch möge gerade unter ihnen die Bemühungen um eine gerechtere Einstellung zu uns unterstützen. In dem schlichten Titel dieses meisterhaft ausgestalteten Dokuments kommt schon die Offenheit zum Ausdruck, in der wir zeigen können, wer wir sind und was wir leisten.

Wille und Macht, Berlin

Volk und Reich Verlag

G. m. b. H.

Berlin W 9

Eltern behütet blieb. Ihm, der ganz Franzose geworden war, wird durch dies Begegnen die Kindheit wieder lebendig und sein deutsches Blut wach. — Arthur Dmore, der norwegische Autor, schildert in kunstvoller Schlichtheit in seinem Roman „Intermezzi“ mit zartem Verständnis für die ersten Gefühlsregungen junger Menschen, aber ganz unsentimental die Liebe eines Fischersohnes und der Nachbarstochter, zu der er nach dem ersten Sichverlieren an ein Mädchen, das innerlich gar nicht zu ihm paßt, in der Sicherheit echten Gefühls zurückkehrt. — Groß angelegt ist der Roman der Amerikanerin G. B. Lancaster „Die Lovels und ihre Frauen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Deutsche Übertragung von W. E. Süskind. RM 8,—). Er schildert in dem Schicksal einer aus England auswandernden Familie das Werden des Dominion Neuseeland. Mit bewundernswerter Fertigkeit meistert diese Frau die Fülle der Personen, deren jede ausgeprägte Eigenzüge von einfacher englischer Korrektheit und Starrheit bis zu übersprudelndem Abenteuerertum trägt. Jede einzelne Gestalt ist ein Meisterstück, und hinter dem Erleben dieser Personen, das man ohne Ermatten in starker Spannung zu Ende liest, erhebt sich das Gesicht eines Koloniallandes,

das den auf ihm geborenen Menschen seinen eigenen Stempel aufprägt und sie lektisch über die englischen Eltern mit dem höheren Rechte des neuen Menschentyps siegen läßt. Sehr nachdenkliche Dinge stehen in diesem Buche, geschrieben mit der ganzen kühlen psychologischen Kraft des Angelsachsen über englische Kolonialmethoden im Kampfe mit den Maoris.

Kalender

Blodigs Alpenkalender liegt für 1941 im 16. Jahrgang vor (München, Verlag des Blodigschen Alpenkalenders. Paul Müller. RM 2,90). Er bedarf wirklich keiner Empfehlung mehr, und die Auswahl der Bilder aus den Ostalpen, die besonders reichhaltig ist, den Westalpen und andern, auch ausländischen Gebirgsgebieten ist wiederum durchaus auf der Höhe, die Kriegszeit haben der Güte dieses Kalenders keinen Abbruch getan. — Als ein echter Hausfreund stellt sich in seinem 78. Jahrgang wiederum der „Mecklenburgische Wochenschaas-Kalender 1941“ dar (Wismar, Hinflorff. RM 0,25). Neben den plattdeutschen Beiträgen ist natürlich auch das kriegerische Geschehen berücksichtigt. Die verschiedenen Rubriken zum praktischen Gebrauch entsprechen den Vorjahren. Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Hanns-Erich Haack, Wiesbaden — Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Lotte Taube, Berlin — Gottfried Kölwe, Gräfelfing bei München — Professor Dr. Kurt Wiedenfeld, Berlin

Hauptschristleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 801267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig • Gesamtauslieferung Lühse & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171 App. 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maack, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

Die 2. Auflage erschien:

Los von England

herausgegeben von Wilhelm Ihde

Broschiert RM 3.60, gebunden RM 4.80

Aus dem Inhalt: Wilhelm Ihde: Englischer Wohlstand — Deutsche Armut / Prof. Dr. F. Lenz: Friedrich List und Großdeutschland / Curt Römer: Harport, Bahnbrecher der Industrie / Fritz Köhler: Borsig, der eiserne Vorarbeiter / Friedrich Heinenberg: Werner Siemens, der Begründer des elektrotechnischen Zeitalters.

Eindrucksvoll und spannend wird geschildert, wie deutsche Männer im vergangenen Jahrhundert mit genialem Blick, schöpferischer Tatkraft und verbissener Energie trotz der weltumspannenden Macht Englands und britischer Ränke und Verschlagenheit und trotz großen Unverstandes der deutschen Zeitgenossen eine deutsche Industrie aufbauten.

LUHE-VERLAG, LEIPZIG / BERLIN



NEUERSCHEINUNGEN 1940

Wilhelm Ziegler: Geschichte des Krieges 1939/40. Cirka 250 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen und Kartenskizzen. Ln. RM. 4.80. / Das neue Werk des bekannten Autors, das die Ereignisse von der Vorgeschichte des Krieges bis zur Beendigung des Feldzuges in Frankreich in packenden Bildern gestaltet, wird unzweifelhaft das Volksbuch dieses Krieges werden.

Friedrich Stieve: Wendepunkte europäischer Geschichte. Cirka 300 S., mit 16 Bildtafeln. Leinen RM. 7.50. / Stiebes Werk behandelt die Entscheidungen der Außenpolitik vom Dreißigjährigen Kriege bis zur Gegenwart und durchleuchtet die letzten drei Jahrhunderte der europäischen Politik — von Richelieu bis Adolf Hitler — bis in ihre Tiefen.

Edwin Redslob: Die Welt vor hundert Jahren. Cirka 400 Seiten, über 100 Abbildungen nach alten Vorlagen. Leinen RM. 9.—. / Menschen und Kultur der Zeitenwende um 1840. Redslob läßt die Welt unserer Väter, nach Romantik und Biedermeier, in einem großen Gemälde erstehen, in der eine reiche Kulturepoche in tausend Farben schillert und leuchtet.

Hermann Barge: Die Geschichte der Buchdruckerkunst. 520 Seiten, 16 Tafeln, 134 Abbildungen, 1 farbige Beilage. Ln. RM. 12.—. / Eine reich ausgestattete Kulturgeschichte, die ein sonst schwer zugängliches Material über die Erfindung des Buchdruckes und seine Entwicklung seit fünfhundert Jahren ausbreitet. Das Standardwerk zum Gutenberg-Jubiläum.

Edwin Redslob: Des Reiches Straße. 496 Seiten, 193 Abbildungen, 1 Karte. Leinen RM. 12.50. / Der Weg der deutschen Kultur vom Rhein nach Osten. Dargestellt auf der Straße Frankfurt—Berlin. Immer wieder marschierten Truppen auf dieser großen Heerstraße, die zugleich eine Kulturachse ist, man braucht nur an Luther, Bach und Goethe zu erinnern. Redslob wandert mit dem Leser, erzählend entfaltet er ein reiches kulturpolitisches Bild.

Mar von Milenkovich-Moroid: Vom Abend zum Morgen. Aus dem alten Österreich ins neue Deutschland. Cirka 400 Seiten, mit 16 Bildtafeln. RM. 8.—. / Die Selbstschöpfung des bekannten Wagner-Forschers entzückt durch die bunte Fülle der Ereignisse und seine Erlebnisreife. Wien und Bayreuth sind Eckpfeiler dieses Lebens.

Karl Springenschmid u. Curt Strohmeyer: Der Bauernspiegel Großdeutschlands. Cirka 400 Seiten, mit 23 Holzschnitten von Alfred Finsterer. Ln. RM. 8.50. / Die verschiedenen Erscheinungen deutschen Bauerntums — vom Gutsherren bis zum Siedler und Landarbeiter, vom Hallig- bis zum Alpenbauern — erstehen in diesem Buch in bunter Mannigfaltigkeit.

Ehm Welk: Die wundersame Freundschaft von Tier und Mensch. 446 Seiten, 16 Kunstbrucktafeln. Ln. RM. 7.80. / Hier erzählt ein Tierfreund packend von berühmten Freundschaften zwischen Tier und Mensch (Friedrich der Große, Jean Paul, Bismarck) und von besonders intelligenten und treuen Tieren. Ein schönes Buch mit schönen Bildern.

Karl Foerster: Blauer Schatz der Gärten. 150 Seiten, 24 farbige Tafeln nach Aquarellen von Esther Barning und 53 Lichtbilder. Kart. RM. 7.—, geb. 9.50. / Kommende Freundschaft der Gartenmenschen unserer Zone mit der neuen Sphäre der Gartenfarben, dem blauen Flor der Monate vom Vorkühling bis Herbst. Erlesenes Geschenk für jeden Blumenfreund.

Robert Henseling: Strahlendes Weltall. 58 Seiten, 41 Abbildungen. Kart. RM. 2.40. Der bekannte Astronom bietet in seiner „Winter-Astronomie“ nicht nur eine leichtverständliche Einführung in die Himmelskunde, er versetzt den Leser zugleich in die ehrfürchtige Stimmung, die die Wunder des Alls von jedem Betrachter erheischen. Wundervolle Großaufnahmen.

Fordern Sie meinen ausführlichen Weihnachtsprospekt!

VERLAG PHILIPP RECLAM JUN. LEIPZIG